LAND

BDA 2.15

LAND

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Wenn Drachen höher steigen
Erwien Wachter

11 Gartenstadt – Bis heute eine Utopie
Irene Meissner

13 Neuland
Monica Hoffmann

18 Vom Entwerfen und Bauen auf dem Lande zur nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Land
Irene Meissner

20 Stadt und Land? – Stadtlandschaft?
Jörg Heiler

23 Das hohe Haus
Cordula Rau

24 Viel Platz – Die Wittelsbacher und ihre Bauprojekte
Cornelius Tafel

27 In eigener Sache

29 Stadtkritik IV

33 Brisant

37 Pro

39 Sieben Fragen an
Helmut Jahn

42 BDA

55 Persönliches

61 Lesen – Lust und Frust

65 Randbemerkt

68 Impressum

EIN WORT VORAUS

Land ist der nicht von Wasser bedeckte Teil der Erdoberfläche. Dieser wiederum teilt sich auf in einen landwirtschaftlich geprägten und einen städtischen Raum. Freiheit, Chancen, Kreativität sind Merkmale der Stadt. Hierhin zieht es Architekten und Investoren. Ob deren Beindruckungsarchitektur (Wolf Lotter) oder deren Langeweile von der Stange die Stadt im oben genannten Sinne positiv entwickelt, wird bezweifelt und deswegen viel über die Zukunft der Städte geredet und geschrieben. Doch was wird derzeit weitgehend ignoriert? Das Land. Das wollen wir ändern. Es wird höchste Zeit, auch auf das Land zu schauen. Denn dort läuft eine ganze Menge schief, was die Architektenschaft aufrütteln sollte.

Grenzen im materiellen und geistigen Sinne infrage zu stellen, regt deswegen Erwien Wachter an (Seite 6). Irene Meissner stellt die

ursprünglich gute Idee der Gartenstadt vor und bedauert, dass davon nicht viel mehr übrig geblieben ist als der Name für Siedlungen im Grünen (Seite 11). Monica Hoffmann prangert Fehlentwicklungen auf dem Land an und fordert ein Denken in Regionen ein (Seite 13). Wobei die von Irene Meissner recherchierten Ziele des Lehrstuhls „Nachhaltige Entwicklung von Stadt und Land – sustainable urbanism“ an der TUM hoffen lassen (Seite 18). Richtig, Land ist nicht ohne den Blick auf die Stadt zu entwickeln. Deswegen nimmt sich Jörg Heiler des heiklen Themas der Stadtlandschaften an (Seite 20). Und Cordula Rau plädiert dafür, in die Höhe zu bauen statt in die Breite, um den Flächenverbrauch einzudämmen (Seite 23). Um den sich die Wittelsbacher erst gar keine Gedanken machten, wie Cornelius Tafel zu deren Bautätigkeit vermerkt (Seite 24).

Das alles kann nur ein Anfang sein, über das Land nachzudenken. Im Verhältnis zur Stadt ist Land das Außen. Außen und Innen bedingen einander und sollten gleichgewichtig behandelt werden.

Monica Hoffmann

WENN DRACHEN HÖHER STEIGEN

Erwien Wachter

„Phantasie muss grenzenlos sein dürfen. Denn gezähmt wäre sie keine Phantasie.“

August Everding

Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein – heißt es in einem Lied von Reinhard Mey aus dem Jahre 1974. Ein wunderbares Gefühl, über den Wolken Freiheit zu atmen – gewiss. Auch Ikarus ließ sich davon verführen. Ein tragischer Absturz war die Folge. Andere, die lieber festen Boden unter den Füßen haben, geben sich diesem Gefühl im Anblick grenzenloser Weite des Landes hin. Seneca verband mit Freiheit überschwänglich die Fülle des Erdenraums oder des planeta-

rischen Horizonts, auch die der Zeit. Dieses Gedankengut schrieb sich fort bis ins europäische Mittelalter, als zum ersten Mal der Mensch seine bewohnbare Scheibe als Kugel in die Hand bekam. Urplötzlich bannte ihn nun die Vorstellung, mit seiner Welt inmitten eines unendlichen und leeren Raumes zu sein. Die Erde hat sich durch diese Erkenntnis neu geordnet, und die Menschen machten sich auf, ihre Welt zu umsegeln und neue Länder und Kontinente zu entdecken.

„Nehmt hin die Welt!", rief Zeus von seinen Höhen den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein! Euch schenk ich sie zum Erb und ewgen Lehen – Doch teilt euch brüderlich darein!" So tönt es in Friedrich Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde". Dieser Aufruf des Zeus verbindet sich schon seit jeher mit dem Leben und war verknüpft mit dem Schutz des Lebensraums und dem Auftrag der Sicherung des Fortbestands der Geschlechter. Aber Teilung? Teilung eines unvermehrbaren Gutes? Ein kontinuierlicher Prozess der Welterfahrung bescherte den Menschen einen ständigen Wandel der Bedingungen und einer ständigen Veränderung der Ordnungen. Und nun? Die Welt hat eine neue Dimension bekommen, und schon, es ist nicht anders zu erwarten, muss ein neues Kapitel ihrer Geschichte der Landnahmen geschrieben werden: eine Geschichte neuer Grenzziehungen und in der Folge die Geschichte neuer machtpolitischer und ökonomischer Begehrlichkeiten. Damit untrennbar verbunden auch ein weiteres Kapitel über Unterdrückungen, Vertreibungen, Streitigkeiten und Kriege. Kriege, unvermeidliches Mittel im evolutionären Kampf, als organisierte Gewalt im Kampf ums Dasein, im Kampf ums Land und dessen Ressourcen. Das war schon in frühen Gesellschaften des Weltgeschehens so, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Wo Land und Wasser aufschäumend aneinandergrenzen, das können wir sehen und erleben, auch die gewaltige Mauer, mit der sich chinesische Kaiser gegen eindringende Nomaden schützten, erkennen wir heute aus der Satellitenperspektive ebenso wie schier unüberwindliche Berge und Gewässer, die den Durchlass verwehren oder eine Überbrückung verweigern. Was wir dagegen meist nicht sehen, sind die künstlichen Grenzen, die wie Strickmuster die Erde überziehen. Erkennen können wir höchstens ihre Zeichen oder Signale, wenn wir uns am Boden bewegen: Steine, die sie markieren, Schranken, die uns den Weg versperren, Mauern, die trennen, oder Zäune, die abgrenzen. Wir leben in Grenzen: in Staatsgrenzen, in Landesgrenzen, Grundstücksgrenzen bis hin zu den Umgrenzungen unserer kleinsten Schrebergärten und zu verniedlichten Jägerzäunchen, die ein winziges Alibigärtchen für ein Stück Privatbesitz aus dem Boden schneiden. Aber auch Recht und Gesetz, Wissen und Freiheit und nicht zuletzt das Gewissen setzen dem eigenen Tun und Lassen Grenzen. Ist schon wirklich alles begrenzt? Land und Boden sind es gewiss, und das ganz selbstverständlich und bestens geregelt. Warum sollte man noch nach Sinn und Konsequenz fragen?

Grenzen sind nur die eine Seite der Medaille. Und die andere? Das Unbegrenzte? Das altgriechische Wort Ápeiron bezeichnete zunächst das Land, das unbegrenzte Land – noch weiter gefasst das Grenzenlose. Der Vorsokratiker Anaximander spricht von einer räumlichen und zeitlichen Ursubstanz, die hinsichtlich Masse oder Teilbarkeit unbestimmt sei. Damit meinte er mehr als lediglich den Lebensraum. Zwar war zu seiner Zeit die Kenntnis, aber auch das Verständnis von Land jenem gleich, das in der Mythologie Zeus das Zepter seiner grenzenlosen Macht darüber schwingen und Homer den Odysseus nach dem Sieg über Troja in zehnjähriger Irrfahrt auf hoher See wieder in seine Heimat der Insel Ithaka zurückkehren ließ. Wie viele Grenzen dieser auf seiner Fahrt wohl überschritten und wie viel fremdes Land er dabei gesehen und betreten hat, davon erzählt zwar die Illias, aber von der Wirklichkeit seiner Erlebnisse können wir nur eine kärgliche Ahnung entwickeln.

Anaximanders Gedankengänge führen uns zum Unbegrenzten im Raum zwischen Entstehen und Vergehen. Es klingt wie ein Widerspruch per se, begrenzen Entstehen und Vergehen allemal einen Raum dazwischen. Beziehen wir allerdings das Unbekannte jenseits des Wahrgenommenen mit ein, wäre der Sinn des Unbegrenzten in all jenem, was sich jenseits des Horizonts unserer Wahrnehmung, also jenseits davon „wie weit das Auge reicht, wie weit die Füße tragen“ befindet. Der Horizont der Wahrnehmung wird so zur ersten Grenze urbanen Landes, und somit auch zur ersten Begrenzung des Raums möglichen Denkens.

Zurück zu jenen Grenzen, die geographische Räume trennen, zu politischen oder administrativen Grenzen, wirtschaftlichen Grenzen, Grenzen von Eigentum. Zu Grenzen, die man, wie bereits ausgeführt, in der Natur kaum durch Linienstrukturen festmachen kann. Sprechen wir über Grundbesitz. In vielen Ländern war Grundbesitz historisch nicht zu veräußern, meist waren es Herrscher oder Könige, die ihn zum Lehen gaben. Vielleicht war es Klugheit und Weitsichtigkeit, das Land zusammenzuhalten, vielleicht war es auch nur ein Zeichen verbleibenden Machtanspruchs. Das Veräußern von Land war oft der Preis für eine gesicherte Gefolgschaft, für die Bewahrung von Macht. Infolge des Abbaus hierarchischer Strukturen wurde immer mehr Grund und Boden verkauft, der Anteil der Besitztümer nahm ständig zu. Zur eindringlichen Bedingung wurden die Verpflichtungen, moralische Verantwortung gegenüber der Mitwelt zu übernehmen und die Schöpfung zu bewahren. Fürwahr! Ökologisch! Aber, Grundbesitz ist Besitz von Land, Land ist ein existenzieller Wert. Mit der Verteilung des Landes schwindet die Macht, verändert sich der Wert. Wie zu allen Zeiten das Land für Wohl und Wehe steht, so ist es heute in einer ökonomisch orientierten Welt immer noch so und spielt in den klassischen Wirtschaftswissenschaften mehr denn je eine elementare Rolle. Größe, Verfügbarkeit und Ausnutzung von Land sind zum Maß der Dinge geworden. Nur, wie es um das Maß an Verantwortung gegenüber

der Mitwelt und dem Gemeinwohl steht, diese Rubrik fehlt. Was ist aus dem Gemeingut geworden?

Die Einforderung einer derartigen Verantwortung verlangt nach Begründung. Ziehen wir Horaz zurate. Er nannte drei Bilder aus der Mythologie, die den geistigen Raum zur Erkundung der Welt beeinflussten: der prometheische Feuerraub, der dädalische Flug und das herakleische Eindringen in die Unterwelt. Die Aufzählung ließe sich heute um die peithonische Verführbarkeit ergänzen. Die umfassende Aneignung der Erdoberfläche durch den Menschen, die zunehmende Parzellierung und individuelle Nutzung des Bodens ohne Berücksichtigung des Gemeinwohls dient in blinder Konsequenz persönlicher Bereicherung, die außer Acht lässt, dass der Boden selbst, aber auch Wasser und Luft in Anbetracht des Bevölkerungswachstums keine unerschöpfliche Ressource sind. Der Boden ist nun mal der natürliche Siedlungsplatz des Menschen. Er bietet die unverzichtbare Basis für die Ernährung, für das Wohnen, das Arbeiten und für die Erholung ebenso. Menschliches Tun ist mehr oder weniger mit seiner Nutzung verbunden und nicht zuletzt mit seinem beachtlichen mentalen Wert verknüpft: mit Heimatbewusstsein, geschichtlicher Herkunft und Identität. Die Tatsache, dass der Boden nicht mehr jedermann und nicht für jeden Zweck gleichermaßen frei verfügbar ist, rückt den mentalen Wert immer mehr in den Hintergrund und ruft neue Akteure auf den Plan. Dieser Mangel öffnet für Spekulationen jeden erdenklichen Raum. Immer deutlicher bemächtigen sich Einzelinteressen des nicht vermehrbaren Gutes Boden. Die Folge ist, dass die freie Entfaltung des individuellen und kollektiven Handelns in der Gesellschaft zunehmend verhindert und insbesondere Wohnen zum eingeschränkten Grundrecht werden. Spekulationen sind keine Erfindung unserer Tage. Denken wir nur zurück an Ebenezer Howards Vorschläge, die über ihre städtebauliche Natur hinaus Grund und Boden der Gartenstädte zur Vermeidung von Spekulation durch den Verbleib in gemeinschaftlichem Besitz vorsah (siehe Seite 11). Genau betrachtet, eskaliert unsere Welt der Spekulationen weit über den Boden hinaus, indem der Lebensraum vermarktet wird, indem Kreuzfahrtschiffe vergnügliche Ausflüge auf den Weltmeeren bieten, indem Flugzeuge den Luftraum über Land und Meer verdunkeln und ununterbrochen belastende Funkwellen von Sendern aller Länder in Sekundenschnelle den Erdball umkreisen.

Ist ein Ende der Grenzen aber denkbar? Wenn ja, zu welchem Vorteil? Stehen Begrenzung und Entgrenzung in unserer globalisierten Welt überhaupt noch im Gegensatz? Wie verhalten sich zunehmende Vernetzung dieser Welt und die unaufhaltsame Beschleunigung des Drangs der Ausschöpfung scheinbar unbegrenzter Möglichkeiten zueinander? Wäre Daseinsvorsorge nicht eher jene, die Menschen aus der Verstrickung einer immer weitergehenden Fragmentierung von Rechtsgrundsätzen und der spekulativen Verteilung des Landes zu befreien? „Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit,

soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt.“ Dieser Satz aus unserem Grundgesetz beinhaltet doch Gemeinwesen, Gemeinsinn und Gemeinwohl in der Allmende unserer Welt. „Woraus aber für das Seiende das Entstehen ist, dahinein erfolgt auch ihr Vergehen.“ Dieser Ausdruck des Bewusstseins der Endlichkeit in diesen Worten Anaximanders dringt in das Gewissen und setzt so dem eigenen Tun und Lassen Grenzen. Wie frei wäre beispielsweise ein Weltverständnis, in dem entgrenzte Verfügbarkeit von Land in eine gemeinschaftliche Nutzbarkeit mündete, in der sich eine Gesellschaft ohne Vereinzelung in einem unzersiedelten Lebensraum weiter entwickelt. Nur eine schöne Phantasie oder Bild einer Zukunft, die wir einmal leben wollen?

GARTENSTADT – BIS HEUTE EINE UTOPIE

Irene Meissner

Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert führte zu Wachstum und Verdichtung der Städte in einem bis dahin nicht gekanntem Umfang; Wohnungsnot, katastrophale hygienische Zustände und soziale Spannungen durch das neu entstandene Industrieproletariat waren die Folgen.

Eine friedliche Lösung der sozialen Probleme, der Landflucht und der damit einhergehenden Verslumung der Städte versprach das Konzept einer Gartenstadt, das Ebenezer Howard 1898 unter dem Titel „Tomorrow – A Peaceful Path to Reform" publizierte. Seine, auch poetisch formulierte Idee war, die Vorteile von Stadt und Land zu vereinen und deren Nachteile zu vermeiden: „So wie Mann und Weib einander durch ihre verschiedenartigen Gaben und Fähigkeiten ergänzen, so sollen es auch Stadt und Land tun. [...] Stadt und Land müssen sich vermählen, und aus dieser erfreulichen Vereinigung werden neue Hoffnung, neues Leben und neue Kultur entstehen."

Anschaulich verdeutlichte Howard sein Konzept der unterschiedlichen „Anziehungskräfte" in einer Grafik mit drei Magneten, einen für „Stadt" und einen für „Land" – jeweils mit Erläuterung von deren Vor- und Nachteilen –, denen er einen dritten für die „Town-Country" gegenüberstellte, in der nur die Vorteile zum Tragen kamen. Die eigentlich revolutionäre Idee Howards war ein genossenschaftlicher Ansatz: Durch Ausschaltung privater Bautätigkeit und Bodenspekulation sollten die Abhängigkeit der Mieter und die damit verbundenen sozialen Missstände – Auslieferung an Grundbesitzer und Ausbeutung durch Mietpreissteigerungen – abgeschafft werden. Damit zielte die Reformidee auf eine Lösung eines Grundproblems des Bauens und Wohnens: mit einer Änderung der Besitzverhältnisse sollte eine gesellschaftliche Änderung bewirkt werden. In einer weiteren Grafik, die bezeichnenderweise schon in der zweiten Auflage nicht mehr veröffentlicht wurde – „The Vanishing Point of Landlord's Rent" –, zeigte Howard anhand von Kreisen bildhaft den Gewinn des Vermieters und Grundbesitzers auf. Diesem stellte er ein genossenschaftliches Modell gegenüber, bei dem die zukünftigen Bewohner Geld in eine Genossenschaft einzahlen und die Gemeinschaft den Grund erwirbt. Die Grafiken demonstrieren, wie im Laufe der Jahre, dadurch dass die Miete an die Genossenschaft bezahlt wird, die Rendite des Grundbesitzers allmählich verschwindet. Stattdessen wird das Geld für gemeinschaftliche Einrichtungen verwendet und für die Altersvorsorge zurückgelegt.

Howards Gartenstadt umfasste Wohnen, Arbeit und Erholen. Er sah ein Zentrum mit Park, Stadthalle und anderen Gemeinschaftsbauten vor, umgeben von Wohnhäusern mit Hausgärten und am äußeren Rand der Stadt Fabriken und Werkstätten. Derartige Gartenstädte sollten einen Ring um eine Zentralstadt bilden und durch städtische Verbindungsbahnen eng miteinander verknüpft sein. Zur

Verwirklichung seiner Vorstellungen gründete er 1899 die britische Gartenstadtgesellschaft, der zahlreiche derartige Gesellschaften, 1902 auch in Deutschland, folgten.

In England wurde Howards revolutionäres Konzept lediglich 1903 mit Letchworth Garden City von Raymond Unwin umgesetzt. In Deutschland entsprach diesem Ideal nur die von Richard Riemerschmid konzipierte, ab 1909 begonnene Gartenstadt in Hellerau bei Dresden. Der Grund und die Häuser blieben im Besitz der Gartenstadtgesellschaft, die Mieter waren unkündbar. Als Pole der Gartenstadt wirkten zum einen die Fabrik der „Deutschen Werkstätten" und zum anderen die von Heinrich Tessenow für den Schweizer Tanz- und Musikpädagogen Emile Jaques-Dalcroze errichtete „Bildungsanstalt". Deren große szenische Aufführungen zogen Besucher aus ganz Europa an und machten Hellerau international bekannt. Hellerau, das „Modell für eine glücklicheres Leben" (Paul Claudel), entwickelte sich bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs zu einem vielfältigen, lebendigen Zentrum künstlerischer und lebensreformerischer Aktivitäten.

Die Gartenstadtidee fand großen Widerhall. Allerdings wurde die ursprüngliche Idee überall sofort pervertiert: Investoren und Spekulanten errichteten Siedlungen im Grünen, die dann als Gartenstädte verkauft wurden. So zum Beispiel die Villenkolonie I und II von August Exter in München-Pasing. Auch diese folgte nicht dem Grundgedanken, Bodenspekulationen auszuschalten, Wohnen und Arbeiten zu vereinen, soziale Einrichtungen zu etablieren und den Bewohnern ein kulturelles Leben zu ermöglichen. Obwohl die eigentliche Idee Howards, die genossenschaftliche Basis, fast nirgends verwirklicht wurde, blieb das Konzept „Gartenstadt" bis heute das erfolgreichste städtebauliche Modell der Neuzeit. Überall auf der Welt werden nach wie vor durchgrünte Villenanlagen gebaut, die weiterhin von Investoren als „Gartenstädte" angeboten werden, wobei allenfalls Quartiere mit Gartenstadtcharakter entstehen. Bemühungen zu einer Veränderung der Besitzstrukturen beim Bauen und Wohnen im Sinne Howards gibt es bis heute nur in Ansätzen. 1993 führte beispielsweise die Landeshauptstadt München eine „Sozialgerechte Bodennutzung" ein. Diese besagt, dass private Investoren im Rahmen von Bebauungsplanverfahren einen Teil ihrer Erlöse aus Bodenwertsteigerungen an die Kommune abführen müssen, um notwendige Infrastrukturmaßnahmen unterstützend mit zu finanzieren.

NEULAND

Monica Hoffmann

Idealisierung gegen Wirklichkeit

Idylle auf dem Land? Zeitschriften wie Landlust oder Landleben gaukeln sie uns gerne vor. Natürlich auch die Tourismuswerbung. Kühe auf saftigen Blumenwiesen, schmucke Bauernhöfe und Dörfer, Brotzeiten wie selbstgemacht, Wildtiere in schöner unberührter Landschaft. Die Sehnsucht der Menschen nach einer intakten Natur wird mit solchen Bildern bedient. Das gilt auch für Südostoberbayern, wo ich seit zwei Jahren lebe.

Und die Wirklichkeit hier auf dem Land? Wie sieht die aus? Grüne Wiesen soweit das Auge reicht – jedoch ohne Blumen, weil zuviel Gülle, zu viel stickstoffhaltiger Dünger, zu viel Chemikalieneinsatz gegen minderwertige platzraubende Wiesenblumen (genannt Unkrautmanagement) und weit mehr als zwei bis drei Schnitte im Jahr ihnen keine Chance mehr geben. Und ohne Kühe, weil die im Stall stehen und mit Silage und Kraftfutter versorgt werden. Dass es im Urlaubsland Südostbayern Gegenden gibt, in denen wegen der Überdüngung Grundwasser und Badeseen gefährdet sind, davon schweigt man lieber wegen der Touristen. Über den Rückgang der Artenvielfalt aufgrund zu vieler Pestizidwirkstoffe und Monokulturen wird zwar mehr berichtet, aber kaum etwas dagegen unternommen. Nationale Aktionspläne zur reduzierten Anwendung von Pflanzenschutzmitteln blieben bislang erfolglos. Ich folge inzwischen der Bitte von Ornithologen für eine Ganzjahresfütterung der Vögel, da sie zu wenig Nahrung finden.

Industrialisierung und Globalisierung der Landwirtschaft mit ihrem Ruf nach freien Märkten und freiem Wettbewerb haben längst eindeutige Spuren hinterlassen. Schnell und billig ist angesagt, um konkurrenzfähig bleiben zu können. Da müssen wir uns alle an der Nase packen. Denn auch unsere Einkaufsgewohnheiten haben einen hohen Preis für Land und Bauern, den wir am Ende alle bezahlen müssen. Nicht nur die kleinen Bauernhöfe, die reihenweise aufgeben müssen. Wie lange wollen wir noch abwarten, bis dieses System der Bewirtschaftung kollabiert?

Ach ja, da gibt es ja auch noch die Ruhe, die auf dem Land gesucht wird. Von den Städtern, um sich zu erholen. Die bringen Lärm und Gestank der Stadt gleich mit aufs touristisch attraktive Land, wenn sie an Wochenenden und in den Ferien einfallen mit Autos und Motorrädern, die Dörfer zuparken und mit den mitgebrachten Fahrrädern Wege im Flach- und Bergland zu Rennstrecken machen. Während der Woche sind es dann die Berufspendler und die Mautflüchtlinge, die mit ihren LKWs Lärm, Verschmutzung und Bedrohliches auf Landstraßen und in Dörfer bringen. Es gibt Orte in schönster Landschaft, in denen ist die Luft so verpestet wie am Stachus in München. Freude an schmucken Ortschaften kann aber auch aus anderen Gründen gar nicht erst aufkommen: angesichts

unbelebter Quartiere mit heruntergelassenen Rollläden der Ferienwohnungen und -häuser (Stichwort: saisonale Migration), leerstehender Läden in kleinen Städten und Dörfern, angesichts der Neubausiedlungen im Toskana-, Jodel- oder Stadthausstil an den Außenrändern, der Einkaufszentren mit riesigen Parkplätzen und hässlicher Gewerbegebiete nebenan.
Der Wettbewerb unter den Gemeinden treibt da seine Blüten, und gestalterische Entscheidungen werden ohne Fachkompetenz gefällt. Leider sind auch so manche Architekten zu willfährig, was mich dann besonders ärgert. Wie lange wollen wir dem mangelnden Gespür für Landschaft und Gewachsenes noch freien Lauf lassen? Wie lange noch soll einer weiteren Schädigung der Vielfalt und besonderen Qualität der bayerischen Landschaft und deren Verbrauch zugeschaut werden?

Bayern ruht sich aus

Ja, das klingt alles sehr drastisch. Das soll es auch, denn es geht immer weiter so. Es zeichnen sich keine ernsthaften Anstrengungen oder innovative Ideen ab, dem Einhalt zu gebieten. Natürlich gibt es Versuche, das Blatt zu wenden, von einigen wenigen aufgeschlossenen Gemeinderäten, mit dem von der EU geförderten LEADER-Programm, in dem Bürger ihre Heimat erhalten und gestalten sollen und zahlreichen anderen Initiativen. Doch sie bewirken nicht viel. Sie bleiben im Kleinen stecken, vertreten nur Partikularinteressen und schauen kaum über den Gemeinderand oder das Fördergebiet hinaus. Bürgermeister wollen alle sechs Jahre wiedergewählt werden und sich mit Sichtbarem, am liebsten mit neuen Bauten schmücken. Langfristige und übergeordnete Planungen bringen ihnen nichts.

Und was macht die Bayerische Staatsregierung im Großen? Da gibt es ein Landesentwicklungsprogramm 2013 für ganz Bayern mit guten Ideen aber schwacher Umsetzungskraft wegen der Planungshoheit der Gemeinden. Und da gibt es nun ein Heimatministerium. Das propagiert den Breitbandausbau, was ja schließlich schon längst fällig ist, verteilt Behörden gleichmäßig in ganz Bayern und propagiert Lockerungen für die Ausweisung von Gewerbegebieten (siehe Seite 44), gerne auch an allen Autobahnausfahrten, die außerdem ebenso gut geeignet seien für Vergnügungs-Center. Ein unerträglicher Gedanke angesichts der bereits heute zu beobachtenden Fehlplanungen.

Fakt ist: In den kleinen Kommunen fehlt es an Weitblick und bei der Staatsregierung scheinbar an dem Willen, über ökonomische Inhalte hinaus die wahren Probleme auf dem Land wirklich anzupacken. Als wenn die Bewahrung schöner Landschaften und Orte als touristischer Attraktor kein Wirtschaftsfaktor wäre. Wenn ein Gast an der Autobahnausfahrt zu seinem Urlaubsdomizil erst einmal durch ein hingewürfeltes Gewerbegebiet fahren muss und zum Vergnügen in eine riesige Plastikburg mit Zinnen eingeladen wird, frage ich mich, ob das ein Urlauber wirklich sucht in Bayern.

Innovative Regionalplanung

Was also tun, wenn Staatsregierung und Gemeinden mehr oder weniger versagen? Es braucht eine andere Instanz, eine Instanz dazwischen, die weder ganz Bayern noch die kleinen Gemeinden im Blick hat, sondern in Regionen denkt. Das gibt es in Bayern bereits, es gibt 18 regionale Planungsverbände, Südostoberbayern ist der Planungsverband 18, leider wie alle anderen auch nur mit einem Vorschlagsrecht ausgestattet. Aber das könnte ja geändert werden: personell und finanziell besser ausgestattet, ergänzt durch interdisziplinäre Teams von Raumplanern, Ökonomen, Ökologen, Forstwirten, Architekten etc., die in enger Zusammenarbeit mit Hochschulen die Region Südostoberbayern analysieren, das Besondere der Region herausarbeiten, sie mit ihren spezifischen und ganz unterschiedlichen Stärken zukunftstauglich machen – und zur Umsetzung ihrer Pläne recht weitgehende Befugnisse erhalten, wenn es sein muss auch ein Vetorecht gegen Gemeindebeschlüsse.

Zunächst einmal wären Fragen zu beantworten, wo überhaupt noch neues Bauland und Gewerbegebiete ausweisen, wo sind Böden dauerhaft geschädigt, wo noch besonders fruchtbar, wo und welche innovativen Arbeitsplätze ansiedeln, wo eher eine Verdichtung in den Dörfern und Städtchen, wie Menschen besser vernetzen, wie die großen Verkehrsströme effektiver leiten, wie Nahverkehr besser und sinnvoller gestalten, um den Individualverkehr zu reduzieren. Und vor allen Dingen: Wie könnte eine innovative ökologische Landwirtschaft aussehen?

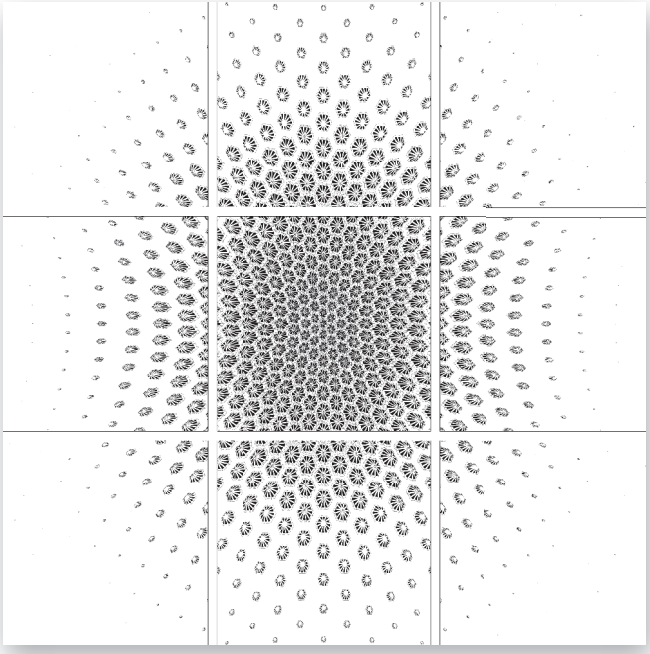
Von dem Stückwerksdenken, hier ein bisschen schöne Landschaft bewahren und dort so weiter machen wie bisher, halte ich gar nichts. Stattdessen würde ich begrüßen, wenn die Agrarsubventionen neu überdacht würden und der Gedanke einer modernen Landwirtschaft auf konsequent ökologischer Basis für alle Bauern, die großen und die kleinen, in den Blick genommen würde, gekoppelt mit einer Förderung des Regionalen. Das zusammen wäre meines Erachtens unschlagbar und könnte die Region zum Vorreiter machen. Dazu gehört eine internetbasierte Vermarktung lokaler Produkte ebenso wie die Direktvermarktung und eine Viehhaltung in überschaubaren Größenordnungen, damit das Wohl der Tiere gewährleistet wird. Das hat nichts mit einem romantischen Weltbild aus Kinderbüchern zu tun, wie es in der faz.net belächelt wird, denn die Zeiten sind längst vorbei. Umweltverträgliche Landwirtschaft ist machbar, weil auch sie sich weiterentwickelt hat: mit neuester präziser Agrartechnik, mit Wirtschaftsweisen, die Biobauern bereits heute erfolgreich praktizieren in Bayern, in Deutschland und weltweit. Melkroboter gibt es schon lange, und der Digitalisierung bedienen sich die Landwirte mehr und mehr. Wundern sie sich nicht, wenn sie eines Tages Drohnen über Felder fliegen sehen, die dem Landwirt in seinem Bildschirm im Büro zeigen, an welcher Stelle des Feldes Pflanzen schwächeln und geraten sie nicht in Panik, wenn bald Traktoren mit ihren angehängten Gerätschaften

führerlos den Acker bestellen. Das alles ist bereits in der Testphase und könnte zur Förderung einer umweltverträglichen, effizienten Landwirtschaft genutzt werden.

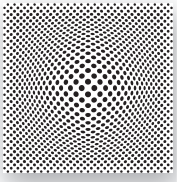
Und die Architektenschaft? Die meisten stürzen sich auf städtische Aufgaben. Dabei ist ihr Engagement auf dem Land mindestens genauso gefragt. „Heutzutage befinden wir uns in einer Situation, wo wenige qualifizierte Architekten durch gebaute Positivbeispiele Überzeugungsarbeit leisten, aber die Masse der Bauvorhaben von einer negativen Beliebigkeit bezüglich Haus- und Dachform bzw. ungenügender Einfügung in die neuen Baugebiete gekennzeichnet wird", so äußert sich der Bezirksheimatpfleger Norbert Göttler in dem von ihm herausgegebenen Band über Oberbayern (siehe Seite 61). Der Diskussions- und Planungsbedarf ist auf dem Land erheblich: mit Neu- und Umbauten die Aura der Authentizität für Land und Dörfer zu bewahren bzw. wiederherzustellen; eine mit dem Land verträgliche Gestaltung von Gewerbegebieten und großen Bauernhofanlagen; statt Einfamilienhäusern innovative Bauformen, um weiterer Zersiedelung vorzubeugen und jungen Menschen ihnen entsprechende Wohnformen zu bieten; die Anlage von Naturbädern an Seen und Flüssen etc.

McKinsey hat mehr Reformfreudigkeit in Bayern angemahnt und damit einen empfindlichen Nerv bei den Regierenden getroffen. Ich würde lieber sagen, es ist wieder einmal gesunder Pioniergeist gefragt, um die Regionen aufzuwerten und mit der Welt zu verbinden. Nur mit einem eigenständigen starken Auftritt ist Südostoberbayern darüber hinaus in der Lage, sich konstruktiv gegenüber der Metropolregion München zu behaupten, damit sie nicht einseitig von deren Interessen vereinnahmt wird. Und bei allen Vorhaben wünsche ich mir, die Jugend einzubinden, die gerne hier leben würde. Es gibt nicht wenige, die das Landleben der Stadt vorziehen würden. Wenn es gelingt, die Jugend mit attraktiven Arbeitsplätzen, einer intakten Landschaft und kulturellen Angeboten zu halten, dann wäre der Plan eines innovativen Südostoberbayerns aufgegangen jenseits aller idyllischen Klischees.

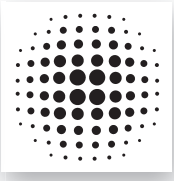
TROX ARCHITEKTURE AWARD – DESIGN-LUFTDURCHLÄSSE



Platz 1 | OP ART X
one fine day



Platz 2 | BLOW-OP
ID AID



Platz 3¹ | XARTO AIR 3D
HPP ARCHITEKTEN

Platz 3² | Zugvögel
Berghof & Haller Architektur

www.trox.de | www.trox-focusdesign.de

TROX® TECHNIK
The art of handling air

VOM ENTWERFEN UND BAUEN AUF DEM LANDE ZUR NACHHALTIGEN ENTWICKLUNG VON STADT UND LAND

Die Lehre an der Technischen Universität München

Irene Meissner

Die Einrichtung eines eigenen Entwurfslehrstuhls für das Fachgebiet „Entwerfen und Bauen auf dem Lande“(1) an der damaligen Technischen Hochschule München war eine Antwort auf Fehlentwicklungen beim Wiederaufbau. Aus dem Zusammenwirken von enormem Wirtschaftswachstum und Konsumbedürfnis waren die Landschaften zunehmend zersiedelt und die Umwelt zerstört worden. Der alarmierende Aufruf des Deutschen Werkbunds in Marl 1959 gegen „Die große Landzerstörung“ mit der Forderung, dass „Stadtplanung mit der Landesplanung“ beginnen müsse, war eine erste Warnung. Die Suche von Werkbundmitgliedern nach Alternativen zur Landschaftszersiedlung durch neue Formen des Wohnungsbaus, wie beispielsweise mit der Ausstellung „Heimat deine Häuser“ (1963), die in über fünfzig Städten gezeigt wurde, sowie die folgenden Auseinandersetzungen über Umweltschutz, Bodenrecht und soziale Verantwortung führten letztlich auch dazu, dass die Hochschulen reagierten. Um der Zerstörung der gewachsenen Kulturlandschaften entgegenzuwirken und um den sensiblen Umgang mit der Baugestaltung im ländlichen Raum bereits in der Architektenausbildung zu verankern, wurden an den Universitäten der agrarstarken Bundesländer – in Braunschweig, Hannover, Stuttgart, München – entsprechende Lehrstühle neu installiert.

In München wurde Helmut Gebhard, Architekt und Regierungsbaudirektor, zum 1. Juni 1967 an die TH berufen. Gebhard war mit einer Dissertation „System, Element und Struktur in Kernbereichen alter Städte, dargestellt an der Stadt Dinkelsbühl und den Nachbarstädten Rothenburg o.d.T., Nördlingen und Donauwörth“ promoviert worden und hatte beim Universitätsbauamt Regensburg für seine Rahmenplanung der dort neu gegründeten Universität als vorbildliches Beispiel eines stadtnahen Campus bundesweite Beachtung erhalten. Er unterrichte über ein Vierteljahrhundert bis zu seiner Emeritierung 1993 und beeinflusste mit der für ihn typischen „Verbindung von künstlerischer Kreativität und methodisch wissenschaftlichem Vorgehen“ mehrere Architektengenerationen. Zu seinen Studenten der ersten Stunde zählten die spätere Stadtbaurätin von Kassel und München Christiane Thalgott und sein Lehrstuhlnachfolger Matthias Reichenbach-Klinke. Dietrich Fink, Thomas Jocher, Jürgen Adam und Horst Biesterfeld (Vorsitzender des BDA Bayern, 1996–1999) waren Assistenten am Lehrstuhl, Stadtbaudirektoren wie Ernst Hengstenberg und zahlreiche Kreisbaumeister gingen aus der „Gebhard-Schule“ hervor oder übernahmen verantwortliche Positionen in Vereinen zur Förderung von Heimatpflege. Als langjähriger Schriftleiter des „Bauberaters“, der Zeitschrift des Bayerischen Landesvereins zur Heimatpflege, erwarb sich Gebhard große

Verdienste für die Kultur und Tradition auf dem Lande.

Als Gebhard an die Hochschule kam, begannen kurz darauf die sogenannten Studentenunruhen, die aber in der Münchner Hochschulidylle allenfalls einen „kurzen Föhnsturm“ verursachten. Bei aller Politisierung und Theoretisierung war Gebhard die praxisnahe Lehre und Ausbildung wichtig, die Architektur und das konkrete Bauen standen im Vordergrund. Dabei bezog er Kenntnisse und Erfahrungen aus seiner eigenen Arbeit als Architekt stets in Lehre und Forschung ein. Auf die Frage nach der Zielsetzung seines Unterrichts, antwortete Gebhard prägnant: „Herkunft und Zukunft“. Bauen bedeutet für ihn „Weiterbauen an der tradierten Kulturumwelt“. Deswegen mussten sich die Studenten in den Entwürfen immer mit der jeweils spezifischen landschaftlichen Situation auseinandersetzen, um daraus die Konzepte für eine konkret gestellte architektonische Aufgabe abzuleiten.

Auch der Forschung wurde von Beginn an große Bedeutung beigemessen: So widmeten sich Biesterfeld, Manfred Brennecke und Gebhard bereits 1969 einer Untersuchung zur „Umweltgestaltung im ländlichen Raum“.

Auch regte Gebhard schon früh interdisziplinäre Forschungen mit dem Institut für Landschaftspflege, Professor Wolfgang Haber, einem der Väter der Landschaftsökologie, der Fakultät in Weihenstephan an. Mit Matthias Reichenbach-Klinke, der nach seinem Diplom zunächst am Lehrstuhl als Assistent arbeitete, leistete er mit den Forschungsvorhaben „Hesselberg“ und „Kirchdorf“ Pionierarbeit für die Dorferneuerung in Bayern. Dem von ihm herausgegebenen 8-bändigen Werk „Bauernhäuser in Bayern“ mit umfassenden Bestandsanalysen misst man noch heute besondere Bedeutung für das Aufzeigen tragfähiger Wege für zukünftige ländliche Entwicklung bei.

Nachdem Matthias Reichenbach-Klinke zum Wintersemester 1993 als Ordinarius berufen wurde, führte er Gebhards ganzheitlichen Ansatz mit der maßstabsübergreifenden Herangehensweise vom Städtebau bis zum Detail fort. Nach wie vor standen klassische Planer- und Architektenaufgaben im Vordergrund der Lehre unter Berücksichtigung der anhaltenden Umbruchphase des ländlichen Raums, die zu einer stetig abnehmenden Bedeutung der Landwirtschaft und einer zunehmenden Nutzung des Landes als Freizeitraum führte. Dazu gehörten auch weiterhin die methodischen Analysen historischer Dorf- und Haustypologien, die sich nun auch auf alpine Siedlungsmodelle ausweiteten. Visionen für den ländlichen Raum in Europa und global (Ruanda und Mexiko) waren weitere Arbeits- und Forschungsschwerpunkte.

Als Matthias Reichenbach-Klinke 2008 starb, übernahm sein damaliger Assistent Jörg Schröder interimistisch die Koordination von Lehr- und Forschungsaufgaben. Zum 1. Oktober 2010 wurde Mark Michaeli, zuvor Dozent am „NSL – Netzwerk Stadt und Landschaft“

der ETH Zürich, an den nun in „Nachhaltige Entwicklung von Stadt und Land – sustainable urbanism“ umbenannten Lehrstuhl, berufen. Die Lehre verfolgt seitdem einen verstärkt planerischen Ansatz. Die Studierenden sollen Methoden erlernen und an die Praxis herangeführt werden, um später einmal tragfähige Konzepte auf die sich heute stellenden Fragen von Mobilität, demographischem und gesellschaftlichem Wandel, Ökologie und Nachhaltigkeit urbaner Strukturen und ländlicher Räume entwickeln zu können.

Für die verschiedenen Arten ländlicher Räume – peripher, suburban, touristisch, agrarisch, infrastrukturell – für Wachstums- wie auch für Schrumpfungsräume und auf die damit verbundenen Probleme sollen Antworten und eine Vision für eine zukünftige gemeinsame Entwicklung von Stadt und Land in Lehre und Forschung erarbeit werden.

(1) Ab 1975–1993 „Entwerfen und ländliches Bauwesen“, 1993–2010 „Planen und Bauen im ländlichen Raum“, seit 2010 „Nachhaltige Entwicklung von Stadt und Land – sustainable urbanism“

Der Beitrag basiert unter anderem auf Gesprächen mit Helmut Gebhard und Jörg Schröder (Professor für Regionales Bauen und Siedlungsplanung an der Leibniz Universität Hannover, Assistent am Lehrstuhl Prof. Matthias Reichenbach-Klinke 2001–2010); Beiden gilt mein Dank.

STADT UND LAND? – STADTLANDSCHAFT?

Jörg Heiler

Die Trennung in Stadt und Land trägt nicht mehr. Unsere Gesellschaft ist weitgehend verstädtert! (1) Der Gegensatz zwischen ländlichem und städtischem Raum ist in seiner Bedeutung aufgebraucht, das Spannungsfeld ist aufgebaut zwischen Zentrum und Peripherie. Mit dem Verschwimmen der Grenzen zwischen Stadt und Land sind zugleich neue Landschaften entstanden: die Stadtlandschaften – Hybride, irgendwo und irgendwie dazwischen. Nicht geschätzt (?), aber gelebte Wirklichkeit und Produktionen unserer Gesellschaft.

Also warum aufregen über Heimat Bayern 2020, ein aktuelles Programm des bayerischen Heimatministers? (2) Die darin vorgesehene weitere Lockerung des Anbindegebots an bestehende Siedlungsstrukturen wird Stadtlandschaften in Bayern nur etwas stärker als bisher schon herausbilden. Landschaften, die bereits vor der Einrichtung des Heimatministeriums mit der Industrialisierung und der Auflösung der Grenzen zwischen Stadt und Land entstanden sind. Landschaften, die eben kaum mehr etwas mit den Bildern vorindustri-

eller Landschaften in unseren Köpfen zu tun haben. Seit mindestens ein oder zwei Generationen sind sie für jeden von uns im Alltag konkret erfahrbar. Dann passt es ja, oder? Dennoch werden die Stadtlandschaften von der Öffentlichkeit (die sie braucht und benutzt) und der Politik (die sie mitentschieden hat) entweder ignoriert, vertuscht oder bestenfalls für das technische und ökonomische Funktionieren unserer Gesellschaft gerechtfertigt. In der Fachwelt sind sie spätestens dank Thomas Sieverts Zwischenstadt schon Thema. Aber aus dem akademischen Elfenbeinturm kommen sie dennoch kaum in den Alltag – zumindest nicht im Freistaat.

Denn wie kann es sonst sein, dass hierzulande Tourismus und Imagekampagnen immer noch Bilder vermeintlicher Ideallandschaften kompakter Altstädte in naturräumlich geprägten Landschaften vor sich her tragen, allerdings seit Jahrzehnten und tagtäglich von uns verstädterte und technisierte Landschaften weiter real gebaut werden?

Auch fällt auf, je mehr Trachten bemänteltes Brauchtum beschworen wird, umso mehr werden die bayerischen Kulturlandschaften früherer Generationen und Gesellschaften verändert. Und je mehr Innenstadt-Stärkungs-Programme aufgelegt und in immer kürzeren Abständen die Altstadtplätze aufgehübscht werden, umso unklarer wird in einer hoch mobilen, digitalen und individualisierten Online-Gesellschaft, welcher Ort und wann Zentrum und/oder Peripherie ist.

Diese Widersprüche sollten auch in der Landesentwicklung aufgelöst, zumindest bewusst werden. Spätestens dann, wenn man mit Instrumenten mit konkreten Folgen wie der Neuauflage des LEP, der Novellierung des Zentrale-Orte-Systems oder mit dem oben erwähnten Heimatprogramm hantiert. Am Anfang würde die Anerkennung der Stadtlandschaften als Realität auch in Bayern stehen. Neben der Pflege tradierter Landschaften könnte sich das Heimatministerium als „Anwalt und Motor“ der wirklichen Zukunftsaufgabe annehmen, diese Stadtlandschaften weiterzuentwickeln und zu gestalten. Denn die Stadtlandschaften sind Schichten unserer zukünftigen bayerischen Kulturlandschaften, die nachfolgende Generationen schätzen werden – oder eben nicht. Das bedeutet in erster Linie die Qualifizierung vorhandener Stadtlandschaften. Nicht nur auf einer „harten“ technisch-funktionalen Ebene, sondern auch auf einer „weichen“ kulturell-sinnlichen Ebene. Falls neue Stadtlandschaften erforderlich sein sollten, sind eine breite Diskussion von Entwurfsstrategien und anpassungsfähige Vorstellungen über deren Struktur und Gestalt unausweichlich. Ein „Laufenlassen“ nach dem einfallslosen Motto, jede Autobahnausfahrt bekommt ihr Gewerbegebiet, bedeutet hier kurzatmigen Aktionismus und wird zum schweren Erbe für kommende Generationen.

Was also machen wir in Zukunft mit den Stadtlandschaften in Bayern?

Wie können Öffentlichkeit und Politik für Stadtlandschaften sensibilisiert werden?

Wie überbrückt man die Kluft zwischen geschätzten Bildern und wirklichen Landschaften?

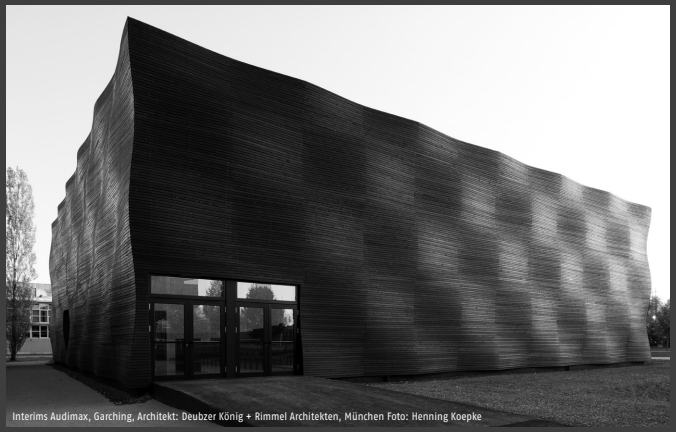
Welche räumlich-ästhetischen Qualitäten haben diese Lebensräume?

Welche ökonomischen, sozialen und kulturellen Möglichkeiten stecken in ihnen?

Welche Stadtlandschaften hinterlassen wir zukünftigen Generationen?

Zweifellos gibt es für gestaltete Stadtlandschaften nur wenige Beispiele. Darin liegt eine große Chance für Bayern. Architekten, Landschaftsarchitekten und Städtebauer sind gefordert, sich in diese Prozesse interdisziplinär und fachübergreifend einzubringen. Und das heißt, gesellschaftspolitisch zu denken – und zu agieren.

(1) Henri Lefèbvre, Die Revolution der Städte
(2) Regierungserklärung des bayerischen Staatsministers der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat Dr. Markus Söder vom 27. November 2014


Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Dreiner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

Bessere Ergebnisse bei geringerem Aufwand.

ARCHICAD gehört in jedes Planungsbüro. Umsteigen ist denkbar einfach!

GRAPHISOFT.DE

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®

DAS HOHE HAUS

Cordula Rau

Das Hochhaus als Wohnhaus ist wieder akzeptiert und setzt erneut das Zeichen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Stärke. London, Frankfurt und Mailand machen es vor. München ist dagegen immer noch etwas restriktiv. Auch Berlin als Boomtown, was zumindest das Städteranking der Beliebtheitsskala betrifft, verhält sich geduckt. Fragt sich nur, wie lange noch. Dagegen tritt die Schweiz besonders und dort vor allem Zürich hervor.

Fünfundzwanzig Hochhäuser sind in der Schweiz entstanden, zählt man allein die letzten fünf Jahre. Weitere fünfundzwanzig sind geplant. Viele sind richtig vom Standort und wachsen in aufstrebenden Quartieren in die Höhe. Einige überzeugen auch durch ihre architektonische Qualität. Sie machen auf sich aufmerksam und helfen neue Zentren zu bilden.

Hochhäuser signalisieren in Zürich die Umwandlung von Industriegebieten zu Dienstleistungs- und Wohnquartieren. Seit 2001 steht das Leitbild der Stadt, das Qualitäten für hohe Häuser fordert und mögliche Standorte aufzeigt. Das Gebiet Zürich Nord erlaubt Hochhäuser bis 80 Meter Höhe. Begrenzt von Limmat und Gleisen verspricht Zürich West noch höhere Türme, die in der Talebene gut sichtbar erscheinen. Am liebsten in Gruppen fordert sie das Leitbild. Doch wie sehen sie aus – diese hohen Häuser. Sieht man von ihrer Höhe ab, spielt die Qualität der Fassade eine enorme Rolle. Steinern-städtisch nach dem europäischen Vorbild oder glasig-glänzend und aalglatt nach dem amerikanischen Muster. Pirelli oder Mies – das ist hier die Frage. Gestalterisch sind der Vielfalt weniger Grenzen gesetzt als der Höhe. Aber gibt es überhaupt Gestaltungsleitbilder und wenn ja, wie viele.

Aus wirtschaftlicher Sicht sollte das Hochhaus wesentlich höher sein als 25 Meter. 80 Meter ist eine ökonomische Höhe, da ein Liftstrang genügt. Eine Regel ist dort der „Zweistundenschatten“, der bedeutet, dass ein Hochhaus Wohnungen in der Nachbarschaft nicht länger als zwei Stunden beschatten darf. Das klingt streng und ist es auch. Viele Architekten denken, die Regel wäre zu statisch und wenig kreativ. Man wünscht sich Gestaltungsvorgaben wie einen Katalog guter erwähnenswerter Beispiele.

Auch in Mailand drängt man zunehmend zum hohen Haus. Den Internationalen Hochhauspreis gewann 2014 Architekt Stefano Boeri mit seinen grünen Mailänder Wohntürmen genannt Bosco Verticale. Zum ersten Mal seit 2004 geht dieser von der Stadt Frankfurt verliehene Preis an Wohngebäude. Die im Oktober letzten Jahres eröffneten Zwillingstürme dienen aber nicht nur dem Wohnen. Man spricht vom weltweit innovativsten Hochhaus. In Mailand, der Stadt mit der schmutzigsten Luft in Europa nach Moskau laut ZDF-Kulturmagazin Aspekte, lässt Architekt Boeri an den Fassaden der 80 und 122 Meter hohen Häuser Bäume wachsen. Dem im

Ranking der europäischen Länder stark herabgesunkenen Italien verhilft der Preis Reputation für seine Architektur zurückgewinnen. Der Turm ist Teil des Stadtreparaturprojekts Porta Nueva zwischen Milano Centrale und Porta Garbaldi. Aus dem heruntergekommenen Viertel der 1970er Jahre soll ein städtebauliches Musterquartier werden.

Zurück zum Wohnturm in der Schweiz. Das Quartier Escher-Wyss in Zürich West machte sich vor über zwanzig Jahren auf den Weg, ein neuer Stadtteil zu werden. Vieles wurde inzwischen realisiert und ist wunderbar gelungen, manches weniger, einiges wird noch geplant und vielleicht dann gelingen. Zürich West war ein Ort voller Widersprüchlichkeit mit verpassten Chancen. Man war dennoch optimistisch, dass sich dies oder das zum Guten wenden wird. Ein positives Beispiel ist sicherlich der Zölly Tower. Anspruchsvoll und nachhaltig steht das Hochhaus der Architekten Meili, Peter in diesem Areal. Neben dem Bürohochhaus Prime Tower und dem Hotel- und Wohnturm Mobimo Tower ist das Wohnhochhaus Zölly das letzte und beste der Reihe und widmet sich dem Wohnen mit privaten Außenräumen. Die Wohnungen fanden reißenden Absatz, was nicht zuletzt der hohen architektonischen Qualität geschuldet ist.

Vielleicht sollte man in Zeiten zunehmender Verstädterung und schwindender Flächenressourcen noch mehr über den Wohnungsbau in vertikaler Verdichtung nachdenken. Auch in München. Einige Beispiele sind bereits geplant im Neubauquartier am Hirschgarten oder in Berg am Laim. Man darf auf die weitere Entwicklung gespannt sein.

VIEL PLATZ – DIE WITTELSBACHER UND IHRE BAUPROJEKTE

Cornelius Tafel

Seit dem Mittelalter haben die Wittelsbacher als loyale Gefolgsleute des Kaisers Karriere gemacht, mit großem Selbstbewusstsein als Territorialherren, aber im Zweifelsfall immer an der Seite des Kaisers. Exemplarisch dafür Maximilian I. als Führer der Heiligen Liga, der von seiner Loyalität selbst wohl am meisten profitierte. Mit seinem Enkel Max Emanuel, der zunächst als erfolgreicher Heerführer in den Türkenkriegen ähnlich agierte, erfolgte dann ein totaler Politikwechsel: Im Spanischen Erbfolgekrieg stellte der sich auf die Seite Ludwig XIV., um mit dessen Hilfe den Habsburgern den Kaiserthron streitig zu machen, ein Wahlamt, das aber von den Habsburgern wie eine Erbmonarchie behandelt wurde.

Der verhinderte Kaiser

Max Emanuels imperialer Anspruch drückte sich auch in seiner Baupolitik aus. Die Wittelsbacher waren schon immer begeisterte und großzügige Bauherren gewesen, aber nun als Aspirant auf den Kaiserthron musste Max Emanuel nach dem Selbstverständnis eines

barocken Fürsten auch als Bauherr in der obersten Liga mitspielen, deren Mitglied zu sein er für sich beanspruchte. Die Messlatte war hoch, das unbestrittene Vorbild für baulichen Ausdruck der zentralistisch-absolutistischen Monarchie war das Versailles Ludwig XIV. Mit der Erweiterung und dem Umbau der bereits im Kern vorhandenen Schlösser Nymphenburg und Schleißheim nahm er den Vergleich mit dem großen Vorbild auf, eine Bemühung, die seine Mittel bis an die Grenzen ausreizte. Die Arbeiten mussten vielfach unterbrochen werden und konnten nach seinem Tode von den Nachfolgern auch nur in abgespeckten Varianten zu Ende geführt werden. Um den gewünscht großen Maßstab zu erzielen, mussten die zur Verfügung stehenden Ressourcen trickreich eingesetzt werden.

Schleißheim und Nymphenburg

Schloss Schleißheim beispielsweise besteht aus einem sehr langen Baukörper, der eine dementsprechend breite Hauptfassade ausweist. Als erkennbar wurde, dass keine Seitenflügel in dem gleichen großzügigen Maßstab errichtet werden konnten, erweiterte man die Schlossfront um zwei seitliche Galerien (offene Arkadengänge), deren vom Garten abgewandte Rückseiten geschlossen sind, so dass der Eindruck entsteht, hier sei das Schloss um lange Seitenflügel verbreitert worden. Insgesamt ergibt sich somit eine Gartenfassade von 200 Meter Länge bei einer Gebäudetiefe von 10 bis 15 Meter. Räumliche Tiefe konnte hiermit zwar nicht erzielt werden, aber immerhin eine beeindruckend lange Schauseite.

Die von Versailles her bekannte räumliche Tiefenstaffelung auf der Eingangsseite wurde dagegen in Schloss Nymphenburg angestrebt, aber ebenfalls mit äußerst effizienten Mitteln umgesetzt. Das bereits vorhandene Corps des Logis wurde wie in Schleißheim zunächst einmal um zwei seitliche Galerien erweitert; daran schließen symmetrisch jeweils zwei Pavillons an, die im Grundriss wie die Felder eines Schachbretts nach vorne gestaffelt sind, ihrerseits von niedrigen Wirtschaftshöfen begleitet. Auch hier also ein Maximum an räumlicher Ausdehnung bei einem Minimum an baulichem Aufwand – ein Aufwand, der allerdings für Bayerns wirtschaftliche Verhältnisse immer noch existenzbedrohend war. Vollendet und zum Eingangshof geschlossen wurde die Anlage dann eine Generation später durch ein gewaltiges Halbrund von 600 Meter Durchmesser auf der Westseite, begrenzt eigentlich nur durch eine Mauer, an der Gästechalets, die so genannten Kavaliershäuser, wie Perlen an einer Kette aufgereiht sind. Kavaliershäuser sind ein gängiger Gebäudetypus in barocken Schlossanlagen, als raumbildende Elemente in diesem Maßstab findet man sie aber nur in Nymphenburg.

Großzügigkeit oder Größenwahn?

Vergleicht man die beiden Schlösser Nymphenburg und Schleißheim mit anderen barocken Schlossanlagen Deutschlands, etwa Würzburg, Stuttgart, Bruchsal, Mannheim etc., so fällt vor allem der unbedingte Wille zur Großräumigkeit auf. Diese an Größen-Wahn grenzende Selbstüberschätzung und Sucht nach Größe, dem nicht einzulösenden Anspruch an Gleichrangigkeit mit den Bourbonen und Habsburgern geschuldet, zeigt etwa bei den Seitengalerien von Schleißheim geradezu hochstaplerische Züge; dem russischen Fürsten Potemkin hätte diese reine Schau- und Kulissenarchitektur gefallen.

Bei wohlwollenderer Betrachtung kann man aber auch zu einer anderen Bewertung gelangen: Die Raumausdehnungen in Nymphenburg sind nicht einfach größer als anderenorts, sie führen, in Verbindung mit einer notwendig geringeren Höhenerstreckung auch zu einem anderen Raumeindruck. Die Eingangsseite von Nymphenburg ist kein Cour d´honneur im klassischen Sinne, es ist ein locker gefasster, in seiner Begrenzung gerade noch erfahrbarer Bereich, mehr eine Einhegung als ein Hof. Der nahezu urbanen Verdichtung, die andere Schlossanlagen aufweisen, der dort zu findenden ehrfurchtgebietenden Staffelung räumlich geschlossener Vorhöfe steht hier eine offene und teilweise durchlässige Einfassung gegenüber, großzügig, fast etwas nachlässig gefasst: Fläche, so hat man den Eindruck, steht ausreichend zur Verfügung. Diese an osteuropäische Plätze erinnernde Weiträumigkeit unter offenem Himmel ist die eigentliche originäre Leistung der Nymphenburger Eingangsseite, nicht die baukünstlerisch eher mittelmäßige Ausführung der Baukörperanlage und Fassaden. Sie wirkt einzigartig und zugleich angemessen für einen Flächenstaat mit noch nicht stark fortgeschrittener Urbanisierung, der vor allem eines hat: Platz.

Ist diese Art des Umgangs mit der zur Verfügung stehenden Fläche einmalig, eine historische Besonderheit in der jahrhundertelangen Bautätigkeit der Wittelsbacher? Nein, keineswegs. Wir begegnen dieser bisweilen unvernünftigen, wirtschaftlich jedenfalls immer prekär bis ruinösen Großzügigkeit auch bei den folgenden Generationen der Wittelsbacher, bei Ludwig I. und seinem Sohn Maximilian II. Die Ludwigstraße und später die Maximilianstraße zeigen eine Großräumigkeit, der die Stadtentwicklung erst nachwachsen musste. Für den gewünschten großzügigen Straßenprospekt sind die Gebäude weiträumig und dafür vergleichsweise niedrig angelegt. Die lockere Großräumigkeit Nymphenburgs findet ihre Nachfolge am Königsplatz. Dass Monumente als selbstständige Stadtbausteine ohne Verbindungsbauten angeordnet werden, hätte auch Klenzes und Gärtners Kollege Schinkel unterschrieben. Doch die besonders lockere Anordnung des Königsplatzes ist ein bayerisches, eigentlich ein Wittelsbacher Spezifikum.

Für innerstädtische Verhältnisse großzügig ist auch die Anlage der Maximilianstraße. Im zentrumsnahen Abschnitt noch als Straße erkennbar, weitet sie sich jenseits des heutigen Altstadtrings zum Platz, zu einer Art Forum, das seinen räumlichen Abschluss erst auf einer Anhöhe auf der anderen Seite der Isar im genannten Maximilianeum findet, beide Flussufer und das Flussbett dazwischen zu einem Großraum zusammen bindend. Und hier finden wir auch den beinahe hochstaplerischen Griff in die Trickkiste: Das als Schauprospekt die Anlage abschließende Maximilianeum mit ohnehin breit gelagertem Kernbau wird um zwei seitliche Galerien ohne erkennbare Funktion zu einer fast auf das Dreifache vergrößerten Schauseite verbreitert; hier hat Max II. die Anlage seines Vorfahren in Schleißheim offensichtlich mit Gewinn studiert. So geradezu unseriös großzügig diese Anlagen in ihrer Zeit auch gewirkt haben müssen, heute sind dies die Stadträume, die dem Zentrum des beschaulichen München allenfalls die Chance auf Vergleichbarkeit mit echten Metropolen geben.

Und mit der Maximilianstraße endet auch die Zeit Wittelsbacher Großprojekte: Ludwigs II. ebenfalls verschwenderische Bautätigkeit wendet sich ins private, ganz entsprechend seiner eskapistischen, Zeitgenossenschaft verweigernden Lebensweise. Seine Schlösser sind Ausdruck einer anachronistischen Weltsicht, in der sich absolutistischer Machtanspruch mit Realitätsverweigerung verbindet. Nur mit Schloss Herrenchiemsee unternimmt Ludwig als letzter Wittelsbacher noch einmal den Versuch, im Zusammenspiel von baulicher Anlage, Garten, See und gegenüberliegendem Ufer eine großräumige Anlage von geradezu landschaftsgestaltenden Ausmaßen zu schaffen. Nicht zufällig kopiert er dabei bis ins Detail Versailles, das unerreichte Vorbild seines Vorfahren Max Emanuel, und verweist damit ein letztes Mal auf die quasi imperialen Großmachtträume der Wittelsbacher – Träume, die sie zum Glück für die Nachwelt vor allem als Bauherren träumten.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 3.15 befassen sich mit dem Thema „Schön“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 17. August 2015

Die Kalksandsteinindustrie in Bayern:

Kalksandsteinwerke gibt es in Bayern seit Ende des 19. Jahrhunderts. Die **Kalksandstein-Bauberatung Bayern GmbH v**ertritt die 12 bayerischen Kalksandsteinwerke mit den beiden Kalksandsteinmarken KS-Original und Unika Kalksandstein. Sie besteht seit 53 Jahren ununterbrochen und ist damit die älteste der vergleichbaren Beratungsgesellschaften in der Baustoffindustrie.

Die Gesellschafter sind überwiegend mittelständische Baustoffhersteller und finanzieren die Beratungsgesellschaft gemeinsam. Die Bauberatung ist somit werks- und vertriebsunabhängig.

Die Kalksandstein Bauberatung fördert durch Seminare, die häufig durch die Ingenieurekammer oder die dena als Weiterbildungen anerkannt sind, den Informationsstand von den am Bau Beteiligten. Sie berät bei allen Fragen rund ums Mauerwerk wie Planung, Detail, Statik, Brandschutz, Ausschreibung, Ausführung und bauphysikalischen Themen wie Wärme- oder Schallschutz.

Sprechen Sie uns für Ihr nächstes Bauvorhaben einfach an!

KALKSANDSTEIN

Kalksandstein-Bauberatung Bayern GmbH

Kalksandstein-Bauberatung Bayern GmbH
Rückersdorfer Straße 18
90552 Röthenbach a. d. Pegnitz
Telefon: 0911 54073-0
Telefax: 0911 54073-10
info@ks-bayern.de
www.ks-bayern.de

Der Kalksandstein KS ORIGINAL

UNIKA KALKSANDSTEIN

www.ks-bayern.de

DAS LIED DER STRASSE – EIN MÜNCHNER SCHMUDDELKIND

Michael Gebhard

Es gibt sie, die vielbesungenen Straßen. Die Champs-Élysées in Paris, der Berliner Kudamm, die Düsseldorfer Kö, ja sogar die Münchner Leopoldstraße gehören dazu. Das sind die Berühmtheiten unter den Straßen, diejenigen, die vom Rest beneidet und argwöhnisch beäugt, nachgeahmt und doch nie erreicht werden. Dann gibt es noch die anderen, die alltäglichen, die niemals Beachtung finden, die all den schlechten Leumund der Straße im Allgemeinen und im Besonderen ertragen müssen, von übler Nachrede, Beschimpfung, Missachtung bis zur puren Verleumdung. Eine von diesen soll unser Thema sein, die Schleißheimer Straße in München.

Jeder scheint sie zu kennen und jeder hat sein Urteil über sie. Das jedoch ist kein angenehmes, bestenfalls noch ein mitleidiges. Lang ist sie, schön kann man sie nicht nennen, unwichtig aber auch nicht. Es gibt sie schon lange. Bereits in ganz frühen Plänen ist sie unter dem Namen Rennweg (Reitweg) in Richtung des Schleißheimer „alten Schlosses“ aus dem 17. Jahrhundert zu finden. Ihre Geschichte als Stadtstraße beginnt mit dem Ausbau der Maxvorstadt im 19. Jahrhundert. Hier spaltet sie sich am Stiglmaierplatz (damals noch Luitpold- oder Kronprinzplatz) von der nach Nordwesten laufenden Dachauer Straße ab. Während diese die Ausläufer des Isarhochufers, früher „Sand- oder Galgenberg“ genannt, „erklimmt“, verläuft die Schleißheimer Straße parallel dazu, leicht Richtung Nordosten.

Wir wollen hier keine Geschichte der Schleißheimer Straße schreiben. Nein, es geht um das hier und jetzt und eine mögliche Zukunft. Trotzdem ist auf die Geschichte kurz zu rekurrieren, trägt sie doch zur Erläuterung der heutigen Situation bei. Die Schleißheimer Straße (mit ihren ca. 8140 Metern nach der Dachauer Straße die zweitlängste Münchens) war eine ost-westliche Trennlinie. Während im Osten Wohngebiete und etwas weiter entfernt die Universität angrenzten, lagen im Westen die großen Kasernengelände Münchens. Letztere mit deutlichen Auswirkungen auf das Renommee sowie die Besitzverhältnisse mit den daraus resultierenden Grundstücksaufteilungen und Baustrukturen. Davon ist auch heute noch einiges zu spüren und davon vieles zum Nachteil der Schleißheimer Straße. Die in den Stadtplänen baustrukturell nachvollziehbare Grenzlage beispielsweise hat ihre Entwicklung zu einer mehr als nur vielbenutzten, ungeliebten und geringgeschätzten Straße verhindert. Bei der enormen Länge können natürlich

deutliche Abschnitte festgestellt werden, die sehr unterschiedliche Charaktere aufweisen. Wir wollen uns hier nur auf den für die heutige Situation exemplarischen Teil zwischen Stiglmaierplatz und Hohenzollernstraße beziehen. Ausgangspunkt des ersten und städtischsten Teils ist der Stiglmaierplatz. Einst ein Rondell ähnlich dem Karolinenplatz, das heute nur noch in der nordöstlichen Randbebauung bruchstückhaft nachvollziehbar ist. Als Auftakt dient ein in den letzten Jahren neugestalteter dreiecksförmiger Platz, der wohl aufgrund von Kriegsschäden sich anstelle eines bügeleisenförmigen Gebäudes gebildet hat. Jahrzehnte ein Parkplatz, heute ein zwar mit landschaftsarchitektonischem Glitter beglückter, aber immerhin dem Autoverkehr abgerungener Platz. Urban würde man die Situation ganz im Gegensatz zur Situation mit dem Bügeleisengebäude nicht nennen wollen. Nördlich davon taucht man ein in den städtischsten Teil, in dem sich die Gebäude beider Seiten gegenseitig in die Augen sehen. Die Straßenraumbreite entspricht ungefähr der Fassadenhöhe der Randbebauung. Nicht viel Platz also im umkämpften Straßenraum. Zu wenig Platz, um wie derzeit zweiseitiges Parken trotz platzsparender Einbahnstraßenführung zuzulassen. Die Nähe der Fassaden zueinander erfordert geradezu einen Belag von Fassade zu Fassade, ohne die die Querung behindernden Blechkarawanen an den Rändern, ganz zu schweigen von dem völlig unnötigen Durchgangsverkehr aus der Gabelsbergerstraße in Richtung Norden, der auch über die wesentlich unempfindlichere Maßmannstraße geleitet werden könnte. Einbahnstraßenregelungen zur Verkehrsbeschleunigung haben in der Stadt ohnehin nichts zu suchen. Hier könnte die Straße ein unmittelbarer Lebensraum der Anwohner sein, anstelle eines Kampfplatzes der Funktionen, die man alle in den beengten Raum quetscht. Das Resultat ist, dass keiner glücklich ist, die Reputation der Straße leidet und den letzten, den Fußgänger, im übertragenen Sinn die Hunde beißen. Der Autofahrer hupt, der Radfahrer klingelt noch auf dem Fußweg, der Parker quetscht den Fußgänger an die Wand, der Fußgänger mault den Radfahrer an, der Radfahrer gefährdet täglich den aus einem Hauseingang auf den Schmalstgehweg tretenden Fußgänger. Nicht mal zur Geschwindigkeitsbeschränkung mit Tempo 30 konnte man sich bisher durchringen. Es handelt sich halt auch nur um die Schleißheimer, dieses Schmuddelkind unter den Münchner Straßen.

Doch gehen wir weiter. Nördlich der Theresienstraße beginnt ein weiterer Abschnitt, einer, in dem der Querschnitt sich deutlich weitet. Linker Hand der vielgenutzte Maßmannpark mit dem typischen Münchner Grünflächenrand, buschig abgepflanzt, zur Straße eingezäunt und nur über Zauntüren zu betreten, denn von Toren kann hier leider nicht die Rede sein. Dieser Park, der Rest eines ehemaligen Turnfeldes, nimmt den flachen Hangverlauf des Isarhochufers auf. Schön, dass es hier einen Park gibt, denn ansonsten hat die Maxvorstadt, abgesehen vom Alten Nördlichen Friedhof, wenige Grünflächen zu bieten. So positiv der Park an sich zu sehen ist, so grausig und unfreundlich zeigt sich der Parkrand allen

Passanten. Unter den Bäumen sitzen und das Treiben der Straße beobachten, oder mal kurz auf dem Rasen ausstrecken und sich die Sonne auf den Pelz scheinen lassen, ein Buch aus der Tasche holen und ein bisschen lesen oder den Kindern beim Spiel zusehen? Dergleichen ist an dieser Stelle nicht vorgesehen. Da tobt noch das streng funktionale Denken. Erholung sei im Park, der Erholungssuchende mag und soll mit der Straße nichts zu tun haben. Zwischen Park und Straße gibt es keine wünschenswerten Bezüge. Vor wenigen Jahren wurde der Park umgestaltet. Nach außen ist bis auf einen weiteren Zugang, der jetzt auch noch die Radfahrer zum Queren des Parks animiert, leider alles beim Alten geblieben.

Zurück zur Schleißheimer. Wir befinden uns jetzt in dem Teil, in dem sie auf der westlichen Seite gerade noch eine Baublocktiefe an Wohnbebauung aufweist. Dahinter kommen die ehemaligen Kasernengebiete. Hier ist sie eine räumlich großzügige Stadtstraße, so breit wie zweimal die Höhe der Randbebauung. Es gibt kleine Läden jeglicher Couleur, vom Bäcker, über die bayerische Gaststätte, das Lokal für Fußballfans, eine gestylte Bar, ein Kaufhaus, ein öffentliches Bad, Möbel-, Mode- und Handwerksläden, sehr bunt gemischt. Hier bricht sich aber auch das Bahn, was das Image der Schleißheimer Straße bis heute bestimmt – die Verkehrsachse, die Durchgangsstraße, die Einfallschneise. Gehwege sind zwar nach Münchner Verhältnissen „normal“ ausgebildet, was aber eher zu wenig als ausreichend Platz bedeutet. Längsparken beidseitig, so sagt man, und beschönigt damit die Verbarrikadierung der beiden durch die Fahrbahn getrennten Gehwegseiten. Zweispurige Fahrbahn, so sagt man, und beschreibt im Fall der Schleißheimer Straße die Verschwendung kostbarsten städtischen Lebensraumes an den Autoverkehr. Bäume, ja wo sind denn die Bäume? Sie führen ein Dasein als sehr, sehr einsame Einsiedler, dort, wo ein launischer Zufall sie gerade hingetragen hat, könnte man meinen.

All das hört sich nicht sehr positiv an und gibt trotzdem Anlass zur Hoffnung. Denn die Grundvoraussetzung für besseres städtisches Leben, der Platz, ist vorhanden. Er muss nur richtig verteilt werden. Wie es geht, ist schon lange klar. Mehr Platz zum Leben, für den Aufenthalt vor dem Haus, für die Erdgeschossnutzungen, weniger Platz für den Autoverkehr, bessere und eindeutigere Fahrradrouten. Von schöneren Belägen und besserer Beleuchtung wagen wir nicht mal zu träumen.

Was könnte das für eine attraktive, beidseitig baumbestandene Stadtstraße sein. Gerade in diesem Abschnitt, vielleicht bis zum Nordbad bzw. zur Kreuzung mit der Hohenzollernstraße liegt aufgrund der vorhandenen Nutzungen, des vorhandenen Parkraumes und des prinzipiellen Platzangebotes ein großes urbanes Potential. Die abgedroschene Boulevardfloskel hier zu gebrauchen, wäre sicher zu hoch gegriffen, aber so ein bisschen boulevardartig könnte es schon sein. Schleißheimer Allee oder Avenue Schleißheimer hört

sich gut, hört sich nach einer Zukunft an, für die man gerne einige Mühen, Diskussionen, Dispute und Geld in die Hand nimmt. Vom Schmuddelkind zur Madame. Es ist längst Zeit, kostbarsten städtischen Raum zum Vorteil seiner Bewohner zu gestalten, anstatt ihn dem motorisierten Verkehr zu überlassen. Seltsam, dass man das 2015 immer noch einfordern muss.

Kaum geschrieben, schon flattert mir als Anwohner der parallel verlaufenden Winzererstraße ein Flyer des Tiefbaus aus dem Münchner Baureferat ins Haus. Es wird umgebaut! Wie, ist leider nur grob beschrieben, aber immerhin. Bis zur Schellingstraße ein neuer Baum, bis zur Elisabethstraße elf neue Bäume, beidseitige Fahrradspuren. Schön. Ob das hilft, die geplagten Münchner Fußgänger von den Münchner Radfahrern auf den Gehwegen zu befreien, muss leider bezweifelt werden. Doch das ist ein anderes Thema. Machen muss man es trotzdem und dauern soll es ein Dreivierteljahr. Pläne will das Baureferat zumindest derzeit scheinbar keine zeigen. Telefonische Nachfragen sind zwecklos, da niemand erreichbar ist.

Lassen wir uns also überraschen. Hoffen wir, dass es nicht mit dem gleichen Stückwerk weitergeht wie bisher. Wer schon einmal mit den Hütern und Verteidigern jedes Quadratzentimeters Verkehrsfläche, organisiert im Kreisverwaltungsreferat, zusammengearbeitet hat, wird seine Skepsis schwer überwinden. Doch die Hoffnung stirbt auch in München zuletzt.

UNTER UNSEREM HIMMEL

Klaus Friedrich

Am 26. Februar fand zum zehnten Mal die Veranstaltung „Architekturgespräche“ der Firma Jung in München statt. Der Titel der Veranstaltung klang vielversprechend: housing. Boris Schade Bünsow, Chefredakteur der Bauwelt, dem die Moderation oblag, hatte es präzisiert in: Wohnen und Arbeiten in der Stadt.

Zur Einführung der Vorträge passte die Randnotiz, dass es die letzte Runde des Veranstalters in den Räumen der Hypo Vereinsbank sei, die einem massiven Umbau entgegensieht. Auf dem Areal des Kreuzviertels, das Gebäude der ehemaligen Bayerischen Staatsbank und des angrenzenden Palais Neuhaus-Preysing umfasst, wird ein neuer durchmischter Gebäudekomplex, bestehend aus Fünf-Sterne-Hotel, Edelboutiquen und Nobelappartements errichtet. Ein Gewinner des Realisierungswettbewerbs für ein sechsgeschossiges Wohn- und Geschäftshaus an der Prannerstraße steht bereits seit Ende März fest: das Büro Diener & Diener aus der Schweiz. Gegen den geplanten Hotelneubau regt sich Widerstand am Promenadeplatz. Im Bayerischen Hof, so wird gemutmaßt, fürchtet man die Konkurrenz.

Zurück zu den Gästen des Abends: zu Vorträgen eingeladen waren Peter Sapp aus Wien und Tobias Walliser aus Berlin. Das Podium ergänzten die beiden letztjährigen Diskussionsgäste Prof. Thierstein, TU München und David Christman von Patricia Immobilien AG.

Sapps Werkbericht führte zunächst vor, wie viel räumliche, strukturelle und architektonische Qualität im geförderten Wohnbau in Wien bei sehr beschränkten Budgets möglich ist. Das zeigte sich an Projekten, die so entwickelt waren, um sich den im Lauf der Zeit ändernden räumlichen Anforderungen seiner Bewohner ohne größere Eingriffe anpassen zu können. Keine grundsätzlich neue Idee, allerdings ein sehr überzeugend realisiertes Objekt. Am nächsten Beispiel wurde ersichtlich, mit welchen Nutzungsmischungen und welchem Mix an Wohnungsgrößen und sozialer Durchmischung sich eine hohe Akzeptanz der Bewohner mit ihrem Wohnumfeld erzielen lässt. Glaubhaft vermittelt wurde dies anhand von uninszenierten Fotografien der bewohnten Gebäude durch die Autoren, die sie über die Jahre nach der Fertigstellung geschossen hatten. In einem weiteren Fall waren es Fassadenkonzepte, die die allseits bekannten Aneignungs- und Gestaltungsprozesse der späteren Nutzer und Bewohner bereits verinnerlicht hatten und so anstelle

befürchteter Entstellung der Architektur diese vollendeten. Ein von den Architekten geplanter und bereitgestellter Bausatz, bestehend aus Pflanzkästen, Wäscheleinen und Sichtplanen für Balkone nahm hier vorweg, was sonst nach der Objektübergabe zu den ersten Diskussionen auf Eigentümerversammlungen führt. Die üblicherweise notwendigen konservatorischen Bemühungen zum Erhalt der Gestaltung sind hier obsolet.

Im Gegensatz dazu standen die Projekte des Kollegen Walliser. Sie entsprangen nicht der Bauaufgabe Wohnungsbau, sondern beinhalteten allenfalls temporäre Unterkünfte. Die gezeigten Wettbewerbe ließen sich eher in die Rubrik einer globalen oder prototypischen Stadtutopie einordnen. Ihre Megastrukturen erinnerten in ihrem visionären Anspruch an Ricardo Bofills Bauten aus den 1970er Jahren – wie beispielsweise Walden 7. Dennoch ließen sie nur Rückschlüsse auf die formalen und biometrischen Gestaltprinzipien ihrer Verfasser zu und erzählten wenig über den Raum, der die Stadt ausmacht. Der Raum zwischen dem zu planenden Haus und der bereits bestehenden Stadtstruktur. Der öffentliche Raum. Die Architektur erschien in diesem Fall gleichermaßen befasst mit und entzückt von sich selbst. Okkupiert mit Fragen der Oberfläche, des Design, der Bionik und Bioästhetik. Sie enthielt eine Huldigung an den dahinfließenden Raum und die unerschöpflich wirkenden Möglichkeiten der Technik, schien Abbild der Komplexität unserer Gesellschaft sein zu wollen und ein Glaubensbekenntnis an die Macht des Fortschritts zu postulieren: Alle Veränderung und alles Wachstum ist gut.

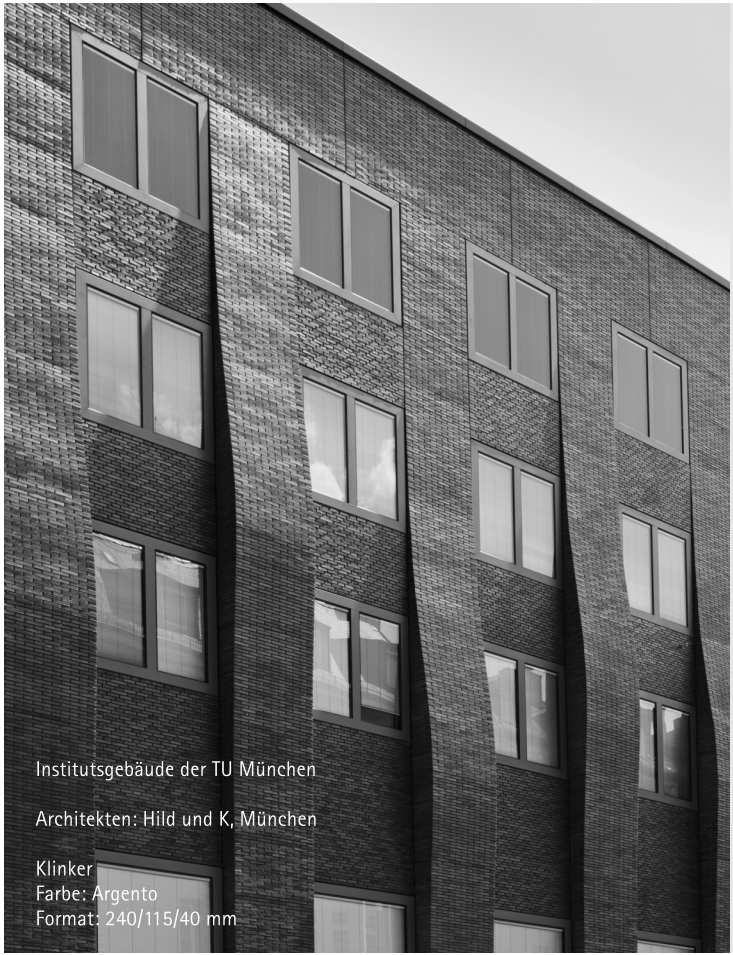
Wer aus den grundverschiedenen Positionen – sofern sie als solche artikuliert wurden – einen Diskurs am Beispiel der aktuellen Münchener Wohnungsmisere erwartete, wurde enttäuscht. Auf die neoliberale Einschätzung des einen, dass der Mietpreis einer Wohnung das widerspiegle, was einem das Wohnen in München wert sei, folgte die lapidare Feststellung des anderen, dass sich bei begrenzter Flächenressource die Bodenpreisspirale weiter drehen werde. Die wenigen Projekte im Luxussegment würden auch nicht weiter stören, hätten sie ohnedies keine Auswirkungen auf das jeweilige Quartiersgefüge.

Beide Äußerungen sind so richtig wie falsch. Erstere lässt außer Acht, dass der bewusste Ausdruck eines Werts voraussetzt, eine freie Entscheidung treffen zu können und nicht zu etwas genötigt zu sein, das als Willensäußerung fehlgedeutet wird. Auch in einer wohlhabenden Stadt wie München gibt es Menschen, die nicht aus Überzeugung mieten, sondern mangels Alternative. Darüber hinaus existiert eine wachsende Zahl an gänzlich Wohnungslosen, die in städtischen Notunterkünften untergebracht werden. Die zweite Feststellung ist in der Rückschau eine wertfreie Bestandsaufnahme. In die Zukunft gesprochen vermittelt sie jedoch das Einverständnis mit dem Status Quo und den Unwillen, etwas an dem Zustand zu ändern. Beide Äußerungen werfen nicht die Frage auf nach

dem, was gut ist und was schlecht. Welche Rechtfertigung gibt es, die in den Städten ablaufenden Verdrängungsprozesse zu beobachten ohne sie wirksam zu bekämpfen.

In einer unlängst gezeigten Reportage „München vs Wien – zwischen Mietwucher und Gemeindebau“ stellte der Interviewende die provokante Frage: „Will München etwa nur die Reichen anziehen?“ Sie wurde vehement verneint. Wien hat im Unterschied zu München eine mehr als 100jährige Geschichte des Gemeindewohnungsbaus vorzuweisen. Die im Gemeinschaftseigentum der Stadt befindlichen Anlagen verbleiben dort und werden nicht zur Deckung anderweitiger Schulden veräußert. Darüber hinaus hält Wien dauerhaft Reserveflächen für zukünftigen Gemeindewohnungsbau vor, sollte der Bedarf an Wohnungen gegenüber dem verfügbaren Angebot stark ansteigen.

München hingegen hatte zwar keine städtischen Wohnbaugesellschaften mit vergleichbaren finanziellen Budgets, hat jedoch die wenigen in städtischem Besitz befindlichen Grundstücke teilweise zur Finanzierung von Wohnbauten verkauft. Dennoch kann der Hinweis auf bestehende Unterschiede nicht als Begründung dienen, das Mögliche sei getan. Das wäre ein wenig, als würden wir uns auf den reichen Philanthropen verlassen, der eines Tages mit der Einsicht kommt, dass es so nicht weitergeht. Der ein innerstädtisches Grundstück kauft, es mit einem Wohn- und Geschäftshaus bebaut und in eine Stiftung überführt. Die Wohnungen werden nach Bedarf und finanziellem Rahmen zu den jeweils angemessenen Konditionen an Interessenten vermietet, nach der Maßgabe eine gesunde Mischung in der Stadt wiederzuerlangen: Alte und Junge, Familien, Akademiker und Handwerker sowie sozial Schwache. Es ist diese zu findende Mischung, die den sozialen Frieden erhält. Der Preis hierfür könnte, wenn zu lange gewartet wird, jegliche Bodenspekulation übersteigen.



Institutsgebäude der TU München

Architekten: Hild und K, München

Klinker
Farbe: Argento
Format: 240/115/40 mm

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

UNSERE BESTEN

Kleines Rezeptbuch zur
Aufmerksamkeitsarchitektur
Michael Gebhard

Ihre Architektur findet nicht die gewünschte Resonanz. Sie sind unzufrieden, äußerst unzufrieden, zweifeln gar an Ihrem Können.

Fünf einfache, kleine Rezepte könnten Ihnen helfen, den Aufmerksamkeitsfaktor für Ihre Architektur zu erhöhen, wieder zu mehr Zufriedenheit führen und ihr Selbstvertrauen aufbauen. Etwas, das ja nie schaden kann. Vorraussetzung ist allerdings schon, dass Sie einige Vorurteile über Bord werfen, die Sie bisher vielleicht schon lange gepflegt haben.

1. Ganz in Weiß, ganz in Weiß!
Ein wahrhaft einfaches, aber durchschlagendes Rezept. Kurze Kochzeit! Trifft den Geschmack zahlreicher Redakteure in Online- und Printmedien. Etwas Intellektuelles, „garnish“ von Reinheit, Purismus oder Unschuld der Fläche kann förderlich sein.

2. Knallbonbon!
Immer wieder beliebt. Schon eine ganze Weile weit oben im Ranking. Man nehme möglichst grelle Farben und überziehe das ganze Gebäude damit. Noch besser wird es, wenn man zwei sich möglichst beißende grelle Farben nimmt. Das muss sich ins Auge brennen, wie die Jalapeno-Chili am Gaumen. Liebhaber des Scharfen werden es zu würdigen wissen. Angst davor, dass es jemanden abstoßen könnte? Besser jemanden abstoßen, als nicht wahrgenommen zu werden.

3. Nichts ist unmöglich!
Ein Rezept mit vielen Interpretationsmöglichkeiten – von absurd teurem Konstruktionsaufwand bis zu Formen, die die Welt noch nicht gesehen hat, vielleicht auch gar nie sehen wollte. Macht nichts, Sie zeigen es der Welt jetzt. Machen Sie sich keine unnützen Gedanken, wie es innen funktionieren könnte. Nutzen Sie vielmehr den Augenblick, denn eines ist klar: Morgen heben wir nicht mal mehr den Blick, wenn wir an dem Zeugs vorbeikommen.

4. Einfach hässlich!
Ja, Sie haben richtig gehört. Ein Geheimtip, vielleicht die Strategie von morgen. Wagen Sie das Experiment der Hässlichkeit, und man findet Sie im Nu an vorderster avantgardistischer Front. Prägen Sie dafür einen Begriff: „Frontierdesign“, „experimental uglyness“, „ulgysign“ oder auch nur „Spiegel der Verhältnisse“. Sie werden sich vor Anfragen nicht mehr retten können. Aber machen Sie schnell – auch Andere sind erfinderisch und stets auf der Suche.

5. Werde Epigone!
Epigone – kein schönes Wort, aber ein Klassiker unter unseren Rezepten. Nehmen Sie sich ein großes Vorbild und bauen Sie dergleichen möglichst gut wiedererkennbar – in der Provinz. Wiederholen Sie das zwei- bis dreimal. Sie werden sehen, schon werden Sie als der Rem von Mittelfranken oder der Schwabengehry gehandelt. Noch besser: Planen Sie verschiedene Perioden ihres Epigonentums – vom Rem über Frank und dann abschließend Rückbesinnung auf Corbu. Das reicht dann höchstwahrscheinlich für ein ganzes Architektenleben. Warum auch nicht.

SIEBEN FRAGEN AN

HELMUT JAHN

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Wahrscheinlich aus all den falschen Gründen. Ich habe es studiert, weil ich gut zeichnen konnte.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Für mich war es damals Mies van der Rohe. Das gilt auch heute noch. Ich war am Freitag auf einer Präsentation von einem Hochhaus für Chicago. Es fand ein sehr guter Dialog mit den zwei Developern, den Bauherren, statt. Wir hatten vier unterschiedliche Lösungen. Diese wurden alle beurteilt. Danach entschied sich die Mehrheit zu einem Gebäude. Das einzige Problem, das sie damit hatten, war: Es war ihnen „a little bit too Miesian“.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Das war das Terminal 2 am Münchner Flughafen. Damals war ich so enttäuscht, dass ich sagte, ich werde nie mehr etwas trinken, bevor wir nicht einen anderen Auftrag bekommen. Funktionell ist das entstandene Gebäude vielleicht okay, aber wenn man die architektonischen Unzulänglichkeiten sieht, ist es das weniger. Ein Gebäude als Tor zu einer Stadt, zu einer Region, zu einem Land muss seiner Aufgabe als öffentliches Gebäude gerecht werden und bedarf meiner Meinung nach einer gewissen Grandeur.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Der größte Erfolg war, dass wir den Wettbewerb des Sony Center in Berlin gewonnen haben. In einer ziemlich schwierigen Konstellation zwischen dem Developer und Sony sowie einer anfänglich sehr zurückhaltenden oder – nicht so vorsichtig ausgedrückt – antagonistischen Haltung der Stadtplanung ist es uns gelungen, alle diese unterschiedlichen Interessen zu vereinen und ein Gebäude zu bauen, das, wie man jetzt 15 Jahre nach der Eröffnung sehen kann, noch mehr angenommen wurde als anfangs gedacht.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Ich hatte Gott sei Dank immer so viel zu tun, dass ich keinen Gedanken darüber verlor, was ich noch machen könnte. Bei den kleineren Projekten ist auch ein Museum in Berlin dabei. Im Moment entwickeln wir einige Projekte in Russland und in der Türkei, die sich noch in einer frühen Phase befinden. Es sind Mass Houses oder Social Housing. Zur gleichen Zeit planen wir Luxury Housing in New York und Chicago. Im Hinblick auf die zunehmende Urbanisation und die Zukunft der Städte finde ich, dass vor allem die erst genannte Aufgabe wichtig ist. Im Jahr 2050 werden siebzig Prozent der Weltbevölkerung in Städten leben. In Anbetracht dessen ist es wahrhaft eine Traumaufgabe, hierfür eine Lösung zu finden. Wenn man bedenkt, was uns dort erwartet und sieht, welcher Mist überall gebaut wird, ist es notwendig, das zu ändern. Daher ist es eine Traumaufgabe, Lebensbedingungen und Städte zu schaffen, die architektonisch über das Übliche hinaus gehen und diesen Belangen gerecht werden.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Ich kann mich nicht beklagen.

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Ich würde mir wünschen, dass Wettbewerbe objektiver beurteilt werden.

proHolz

Bayern

Fachplaner lesen zuschnitt

Sie gestalten mit Ihrer Arbeit die Zukunft von Holz als Werkstoff und Werke in Holz mit. Die Fachzeitschrift **zuschnitt** dient Ihnen als eine gute Informations- und Inspirationsquelle.

zuschnitt berichtet über gute Lösungen aus Holz: für den Bau, den Ausbau, die energetische Modernisierung, die regionale Wertschöpfung und die Energiewende. Holz gibt dem Prinzip der Nachhaltigkeit ein Gesicht.

zuschnitt kommt kostenfrei und bequem in Ihren Briefkasten – viermal im Jahr.

proHolz Bayern

Cluster-Initiative
Forst und Holz in Bayern gGmbH
Hans-Carl-v.-Carlowitz-Platz 1
85354 Freising

www.proholz-bayern.de

Mit drei Klicks zum Abo:

www.proholz-bayern.de

1. Holz ist genial
2. Fachzeitschrift zuschnitt
3. zuschnitt im Abo

Das zuschnitt-Abo ist kostenfrei.

Mehr Informationen:

SUBJEKTIV UND WEIT GEFASST

Niklas Maak erhält den BDA-Preis für Architekturkritik 2015

Der FAZ-Redakteur und Buchautor Niklas Maak erhält den diesjährigen BDA-Preis für Architekturkritik. Der Preis ist mit 5.000 Euro dotiert und wird am BDA-Tag, am 4. Juli 2015, in Berlin verliehen. Die sechsköpfige Jury unter Vorsitz des BDA-Präsidenten Heiner Farwick begründete die Vergabe des „Kritikerpreises“ wie folgt:

„Niklas Maak schreibt über Architektur und Kunst – hauptsächlich als Redakteur der FAZ in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, aber auch als Buchautor. Zuletzt hervorgetreten ist er mit dem erfolgreichen und streitbaren Titel „Wohnkomplex – Warum

wir andere Häuser brauchen". Maak hat einen eigenen, subjektiven, zugleich aber weit gefassten Blick auf die Dinge, die er nie nur auf die architektonische Ebene und die Verhältnisse in Deutschland bezieht, sondern immer in einen gesellschaftlichen und internationalen Rahmen stellt. Maak 'baut' seine Texte wie ein Architekt ein Haus. Dabei ist seine Sprache anschaulich, markant und bildhaft; ihm gelingen kühne, aber eingängige Sprachbilder, mit denen er manchmal fast polemisch, immer aber amüsant seine Argumentationen veranschaulicht. Er provoziert zu Widerstand und Revolte, treibt die Architektenschaft ‚auf die Barrikaden' – gegen den gestalterischen Pfusch und die Alternativlosigkeit einer Bauindustrie, die Trostlosigkeit statt Architektur produziert. Niklas Maak ist ein origineller Geist, der weit über die Architektenschaft hinaus sein Publikum erreicht, und dessen Texte in ihrer Bildhaftigkeit für die Vermittlung vieler Anliegen der Baukultur dienstbar sind, die sonst in trockenen Sachtexten wenig publikumswirksam dargestellt werden."

Der 1972 in Hamburg geborene Maak studierte Kunstgeschichte, Philosophie und Architektur in Hamburg und Paris, promovierte 1998 zur Entwurfstheorie von Le Corbusier und Paul Valéry und lehrte unter anderem als Gastprofessor Architekturgeschichte an der Frankfurter Städelschule in Frankfurt sowie in Basel, Berlin und New York. Nach einigen Jahren als Feuilletonredakteur und Streiflicht-Autor der Süddeutschen Zeitung kam er 2001 als Redakteur zum Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Dort leitet er zusammen mit Julia Voss das Kunstressort. Im Hanser-Verlag veröffentlichte er die Bücher „Der Architekt am Strand", „Fahrtenbuch. Roman eines Autos" und „Wohnkomplex". Für seine Arbeit wurde er unter anderem mit dem George F. Kennan Award und dem Henri-Nannen-Preis ausgezeichnet.

Der BDA vergibt den BDA-Preis für Architekturkritik seit 1963. Zu den Preisträgern zählen unter anderem Julius Posener, Manfred Sack, Wolfgang Kil, Wolfgang Pehnt und Peter Sloterdijk. Mit dem Preis wird eine herausragende Leistung auf dem Gebiet der kritischen Auseinandersetzung zu Fragen des Planens und Bauens mit publizistischen Mitteln geehrt. Der „Kritikerpreis" steht in einer Reihe mit den beiden anderen Preisen, die der BDA-Bundesverband alternierend vergibt: dem „Großen BDA-Preis" (letzter Preisträger 2014: Axel Schultes) und dem BDA-Architekturpreis „Große Nike" (zuletzt 2013 für das Kunstmuseum Kolumba in Köln von Peter Zumthor).

Pressemitteiling BDA Bund

DEUTSCHE AKADEMIE FÜR STÄDTEBAU UND LANDESPLANUNG LANDESGRUPPE BAYERN

Offener Brief an Staatsminister
Dr. Markus Söder, MdL

Sehr geehrter Herr Staatsminister Dr. Söder,

Ihre Regierungserklärung vom 27. November 2014 vor dem Bayerischen Landtag und die darin enthaltene Ankündigung, das Anbindegebot ein weiteres Mal zu lockern, hat bei uns, engagierten und erfahrenen Fachleuten der Landes-, Regional-, Stadt- und Landschaftsplanung, Unverständnis und ernste Sorge um die Zukunft unserer bayerischen Heimat ausgelöst. So wichtig einige Ihrer Initiativen für strukturschwache ländliche Räume sind, die von Abwanderung und Alterung der Bevölkerung betroffen sind – wie z.B. Änderungen in Förderprogrammen und im Finanzausgleich, dezentrale Innovations- und Hochschulförderung oder der Breitbandausbau – so unverständlich und leichtfertig ist aus unserer Sicht Ihre Absicht, wichtige Qualitäten der räumlichen Struktur Bayerns aufs Spiel zu setzen.

Die lebendige Vielfalt der bayerischen Landschaften mit ihrem erlebbaren Wechsel von offenen Landschaften und kompakten dörflichen und städtischen Siedlungen darf nicht einer weiteren Zersiedlung und ausufernden Gewerbebändern entlang der Autobahnen geopfert werden, wie wir sie z.B. in Oberitalien seit langem als Fehlentwicklung kritisieren. Stattdessen gilt es gerade in einem Tourismusland wie Bayern, die von den Bahnstrecken und Fernstraßen aus sichtbaren hochwertigen Landschafts- und Ortsbilder Bayerns zu erhalten und neben sicherer Mobilität ein lebendiges Bild unserer Heimat zu vermitteln.

Dabei geht es nicht nur um den Erhalt und die Pflege unserer über die Landesgrenzen hinaus geschätzten, traditionellen Kulturlandschaften, sondern auch um die qualitätsvolle Weiterentwicklung bereits verstädterter oder technisierter Landschaften und Peripherien in Bayern. In deren Aufwertung durch sorgfältige Nachverdichtung, Nutzungsmischung und Wiederverwertung liegt das ländliche Potential in wirtschaftlicher, infrastruktureller und demographischer Hinsicht, das gerade durch die Möglichkeiten der von Ihnen stark geförderten, flächendeckenden Digitalisierung befördert wird. Aus unserer Sicht ist dies ein vielversprechenderer Weg als der weitere Verbrauch wertvollen Bodens. Ebenso wird dieser Prozess zur Vielfalt der bayerischen Kulturlandschaften weitere Identität stiftende Bilder und kulturelle Qualitäten beitragen, die in einer globalisierten, mehr und mehr gleichförmigen Welt als Standortfaktor ausschlaggebend sind.

Mit den von Ihnen beabsichtigten Änderungen des Anbindegebots im Landesentwicklungsprogramm entfernt sich dieses zentrale Steuerungsinstrument für die Zukunft Bayerns immer mehr von

seiner Aufgabe, auf der Basis unserer gemeinsamen kulturellen Werte ein räumliches Zukunftsbild unseres Landes zu entwerfen und umzusetzen. Kommunale Entscheidungen zur Siedlungsentwicklung, die auf mehrere Generationen und über die Grenzen der einzelnen Gemeinde hinaus die Lebensqualität für viele Menschen in diesem Land prägen, brauchen verbindliche landesweite Qualitätsvorgaben. Versäumnisse und Laisser-faire in der Landesplanung sind nicht korrigierbar. Gerade auch im Hinblick auf den zukünftigen Landschaftswandel im Zuge einer sicher sinnvollen Energiewende werden sie für viele Generationen die kulturellen und landschaftlichen Qualitäten unserer Heimat zerstören, um die uns die meisten anderen Länder in Europa beneiden. Stattdessen ist das Gebot der Stunde, die Qualitäten unserer Heimat zu schützen und gegen einseitige wirtschaftliche Ziele der Raumnutzung zu verteidigen.

Sie, Herr Staatsminister, wissen ebenso gut wie Bürgermeisterinnen und Bürgermeister und wir als Fachleute, dass großzügige Flächenangebote für Gewerbeansiedlungen den harten Wettbewerb der Kommunen um Gewerbesteuerzahler immer weiter anheizen und zu einem qualitativen Unterbietungswettbewerb pervertieren. Unternehmerische Investitionsabsichten und Ansiedlungsentscheidungen sind kurzfristig orientiert und vor dem Hintergrund einer europaweiten und globalen Kapitalverflechtung und Standortkonkurrenz immer weniger von den lokal Verantwortlichen einzuschätzen oder gar zu beeinflussen.

Am Ende dieses Wettbewerbs werden nur wenige Gemeinden tatsächlich von nachhaltig höheren Gewerbesteuereinnahmen und Arbeitsplätzen profitieren, und sehr viele durch Fehlplanungen und Fehlinvestitionen in die Infrastruktur als Verlierer zurückbleiben. Statt qualitätssichernde und auch die Nachbargemeinden schützende Regeln des LEP preiszugeben, gilt es vielmehr, die interkommunale und regionale Kooperation zu stärken und zu einem ausgewogenen Interessenausgleich beizutragen. Wo landesplanerische Vorgaben im Einzelfall tatsächlich zu unbeabsichtigten Härten und nicht intendierten negativen Wirkungen für die gemeindliche Entwicklung führen, gibt es mit dem Instrument des Zielabweichungsverfahrens ein bewährtes Regulativ.

Sehr geehrter Herr Staatsminister Dr. Söder, wir appellieren eindringlich an Sie:

Erhalten Sie das ohnehin durch viele Ausnahmen ausgehöhlte Anbindegebot in seiner jetzigen Fassung!

Passen Sie die Zentralen Orte nicht nur an die kommunale Realität an, entwickeln Sie vielmehr dieses System weiter im Kontext unserer mobilen, digitalen, aber auch älter werdenden Gesellschaft

unter sich verändernden Beziehungen zwischen Stadt, Land und Region oder zwischen Zentren und vermeintlichen Peripherien!

Fördern Sie die immer wichtiger werdende interkommunale Zusammenarbeit.

Lassen Sie die Wirkungen und Steuerungsmöglichkeiten des LEP zur Wahrung der Qualitäten unserer Heimat wissenschaftlich seriös untersuchen, auch im Vergleich zu anderen deutschen und europäischen Ländern!

Ziehen Sie dann nach sorgfältiger Konsultation der breiten fachlichen Expertise im Landesplanungsbeirat Schlussfolgerungen für eine Weiterentwicklung des LEP, damit dieses zentrale Instrument staatlicher Politik wieder zu einem wirksamen und qualifizierten Gesamtplan der räumlichen Entwicklung Bayerns und damit des ländlichen Raums werden kann!

BIMTALK

Frank Kaltenbach

„Der BDA ist neuen Technologien gegenüber aufgeschlossen, solange es jedem Architekt freigestellt ist, die Digitalisierung bei der Optimierung seiner eigenen Arbeit und der Kommunikation mit anderen Akteuren zu nutzen oder darauf zu verzichten. Bevor digitale Methoden wie BIM (Building Information Modelling) jedoch flächendeckend eingesetzt, oder gar von der Politik verbindlich vorgeschrieben werden sollten, müssen wir sicherstellen, dass wir die Regeln mitgestalten und die Interessen unseres Berufsstandes gewahrt werden“, begründete Karlheinz Beer, Landesvorsitzender des BDA Bayern, die Motivation für die Podiumsdiskussion. „Eine besondere Brisanz hat das Thema in Regionen wie Bayern, wo 80 Prozent der Büros weniger als fünf Mitarbeiter haben und sich keine spezialisierte Digitalisierungsabteilung leisten können. Auch angesichts der Zusammenarbeit mit vielen kleinen Handwerksbetrieben könnte durch BIM eine lokal gewachsene Planungskultur verdrängt werden.“

Die konsequente Einführung digitaler Methoden, wie sie momentan von der Bundesregierung und der Bauindustrie massiv vorangetrie-

ben wird, geht weit über das Zeichnen mit 3D-CAD–Programmen oder den isolierten Einsatz von AVA-Programmen hinaus. Zweifelsohne werden die Auftraggeber, Facilitymanager, die Bauindustrie und nicht zuletzt die Softwareanbieter im großen Maßstab davon profitieren. Für die Architekten dagegen geht die Frage ans Eingemachte: Führt auch für sie die Einführung von BIM zu mehr Effizienz, zu einer Entlastung von monotonen Tätigkeiten, zu mehr Kosten- und Terminsicherheit und weniger Planungsfehlern? Oder werden sie es sein, die den Mehrwert für die anderen mit hohen Investitionskosten, Abhängigkeiten von spezialisierten Mitarbeitern, nicht honorierter Mehrarbeit, hohen Haftungsrisiken und gestalterischen Einschränkungen teuer bezahlen?

Die kontroverse Zusammensetzung des Podiums ließ eine lebhafte Diskussion erwarten, die dann unter reger Beteiligung des fachkundigen Publikums und durch die humorvollen Aufforderungen durch Moderator Thomas Welter, Geschäftsführer des BDA Bundesverbands, auch zustande kam. Die Vorlage lieferte Siegfried Wernik mit seinem Einführungsreferat. Als Vorsitzender von buildingSMART e.V., Aufsichtsratsvorsitzender der planen und bauen 4.0 GmbH und Geschäftsführer der DhochN GmbH ist er einer der wesentlichen Initiatoren und Promoter, die BIM flächendeckend in Deutschland etablieren möchten. Mit Ausschnitten aus dem Arbeitsgruppenbericht „BIM Strategie Deutschland – Digitalisierung der Wertschöpfungskette Bau“, der im Mai 2014 veröffentlicht wurde, berichtete er über den Stand der Aktivitäten der „Reformkommission Großprojekte“ der Bundesregierung. „Heute weiß niemand genau, was BIM ist, es gibt keine Definition dafür und jeder versteht etwas anderes darunter. Um die Methode flächendeckend einsetzen zu können, müssen wir Standards festlegen.“ Trotz dieser Standards seien individuelle Lösungen möglich: Little Closed BIM für Insellösungen innerhalb des Architekturbüros, Big open BIM für vernetzte Datenmodelle mit allen Akteuren oder Zwischenstufen.

„Das Versprechen der Heilswirksamkeit digitaler Methoden lenkt von den eigentlichen Fragestellungen im Baualltag ab“, äußerte sich Georg Brechensbauer von Brechensbauer, Weinhart und Partner kritisch. „Die Probleme liegen nicht bei den Verfahren sondern an den Beteiligten. BIM wird daran nichts ändern, wenn die Akteure nicht wieder lernen, als Team zusammenzuarbeiten.“

„Durch die Einführung von BIM wird nicht etwa die Qualität besser, unter Umständen aber der Prozess. Es wird dazu verleiten, dass bevorzugt Bauprodukte und Regeldetails eingesetzt werden, die in den Programmen vorgegeben sind. Wer mit BIM von Standards abrücken will, muss das Programm sehr gut beherrschen. Wenn es verhindert, dass visionäre Projekte nicht mehr gezeichnet werden können, könnten wir als Berufsstand unsere Daseinsberechtigung verlieren“, gab Hanns-Jochen Weyland von Störmer Murphy and Partners zu bedenken.

Auch die Diskussionsbeiträge aus dem Publikum waren zwiegespalten. Einige Architekten, die mit BIM arbeiten, berichteten von guten Erfahrungen, andere sehen selbst bei Programmen, die seit Jahren auf dem Markt sind, noch deutlichen Verbesserungsbedarf vor allem bei der Kompatibilität. Lydia Haack, stellvertretende Landesvorsitzende des BDA Bayern, stellte den Nutzen von BIM für kleine Architekturbüros generell in Frage: „Natürlich versucht jeder Architekt seine Arbeitsprozesse zu optimieren – auch ohne BIM!“ „Kostensicherheit durch Digitalisierung ist illusorisch, niemand kann bei den am Bau herrschenden volatilen Preisentwicklungen die Ergebnisse einer Ausschreibung voraussehen“, ergänzte ihr Büropartner John Höpfner.

Sollte BIM in einigen Jahren jedoch europaweit eingeführt werden, könnten skeptische Architekten international ins Hintertreffen geraten. „Wir werden mit weiteren Veranstaltungen zu BIM versuchen, die Chancen und die schwer abschätzbaren Folgen einer umfassenden Digitalisierung auf die Architektenschaft transparent zu machen, um uns dann als kompetenter Partner in die politische Diskussion einzubringen“, resümierte Karlheinz Beer die Auftaktveranstaltung.

ARCHITEKTUR UND WEINKULTUR

Der BDA Bayern fährt im Herbst 2015 nach Südtirol

Wolfgang Jean Stock

Viel später als in der Steiermark, in Graubünden und in Vorarlberg hat die neue alpine Baukultur in Südtirol Einzug gehalten. Noch vor zwanzig Jahren beschränkte sich dort die bemerkenswerte moderne Architektur auf einige Dutzend Objekte. Inzwischen aber hat der Nachzügler erheblich aufgeholt. So enthält der aktuelle Südtiroler Architekturführer nicht weniger als 233 Bauten. Der baukulturelle Aufschwung verstärkte sich landesweit nach der Jahrtausendwende. Ein Grund dafür war das zunehmend produktive Zusammenwirken von jüngeren Bauherren und Bauherrinnen mit jüngeren Architektinnen und Architekten. Seither hat es sich vor allem eine neue Generation zur Aufgabe gemacht, zeitgemäße Alternativen zum herkömmlichen „Lederhosen-Stil“ zu verwirklichen. Zahlreiche Gebäude können auch einem internationalen Vergleich standhalten.

Während der Exkursion vom 8. bis 11. Oktober 2015 werden rund dreißig Bauten besichtigt. Schwerpunkte sind die Städte Bozen,

Brixen und Meran sowie die Weinstraße. Die Objekte wurden auch unter dem Aspekt ausgewählt, dass sie im vorgegebenen Zeitrahmen bequem mit dem Omnibus angefahren werden können. Abgelegene Täler kamen deshalb nicht in Betracht. Neben „Klassikern“ der Südtiroler Moderne wie die Cusanus-Akademie in Brixen von Othmar Barth umfasst das Programm vor allem jüngere Bauten in Stadt und Land – von Kirchen und Weingütern über Hochschulen und touristische Einrichtungen bis hin zu neuartigen Wohnhäusern. Daneben ist auch in Südtirol das Bauen im Bestand ein wichtiges Thema. Das detaillierte Programm der Reise, die auch kulinarische Erlebnisse einschließt, ist auf der Homepage des BDA Bayern unter „BDA in Fahrt“ zu finden.

An zwei Orten wird die Rundfahrt von engagierten Kollegen begleitet werden. In Bozen wird es Christoph Mayr Fingerle sein, der als Schlüsselfigur der baukulturellen Entwicklung in Südtirol auch die vier internationalen Wettbewerbe „Neues Bauen in den Alpen“ angeregt und organisiert hat. In Brixen werden sich Gerd Bergmeister und Michaela Wolf mit ihren Erfahrungen einbringen. Leiter dieser vierten Exkursion von „BDA in Fahrt“ ist wiederum Wolfgang Jean Stock.

Literatur zur Vorbereitung:

Susanne Waiz: Auf Gebautem bauen, Folio Verlag, Wien und Bozen 2006.
Andreas Gottlieb Hempel: Architektur in Südtirol, Callwey Verlag, München 2008.
Kunst Meran (Hg.): Neue Architektur in Südtirol, Springer Verlag, Wien und New York 2012.
Architekturstiftung Südtirol (Hg.): Südtiroler Architekturführer, Edition Raetia, Bozen 2013.

WANN FÜHREN GEÄNDERTE PLANUNGSANFORDERUNGEN NACH DER NEUEN HOAI 2013 ZUR HONORARANPASSUNG?

Die asscura informiert
Thomas Schmitt

Die Leistung der Architekten wird immer wieder als ein „dynamischer Planungsprozess“ beschrieben. Dies hat durchaus seine Richtigkeit, denn erst das umfangreiche Informationsgespräch mit dem Bauherren und eine genaue gemeinsame Bedarfsplanung definieren hier letztendlich das Planungsziel. Auch kann der Bauherr in dieses einmal definierte Planungsziel durch spätere Änderungswünsche auf der schuldrechtlichen Vertragsebene immer wieder eingreifen. Dem Architekt obliegt dann nach einhelliger Rechtsmeinung – soweit ihm die Leistungserbringung unter technischen und betrieblichen Gesichtspunkten zumutbar ist, was regelmäßig der Fall sein dürfte – infolge dieser neuen, geänderten Bauherrenvorgaben die Korrektur und die Optimierung des bisherigen Planungsablaufs.

Fälschlicherweise werden dann aber regelmäßig dem Architekten gegenüber die ihm hieraus zustehenden Honorarzusatzansprüche mit dem Argument des dynamischen Planungsablaufs „an sich“ verweigert. Dies ist falsch und sollte von planerischer Seite so nicht akzeptiert werden. Bereits nach der Vorgängerfassung der HOAI (§§ 3 Abs. 2, 7 Abs. 5, 10 HOAI 2009) war es möglich, derartige Mehrvergütungsansprüche wegen vom Bauherren nach Vertragsschluss geänderter Leistungsziele und/oder verändertem Leistungsumfang zu beanspruchen. Die in der Fassung der HOAI 2009 zur Verfügung gestanden Anspruchsgrundlagen für eine Mehrvergütung des Planerhonorars wurden mit der HOAI 2013 noch einmal optimiert.

Es steht nunmehr nur noch eine einzige Vorschrift, nämlich § 10 HOAI 2013 als „Generalklausel“, für die Nachtragsgenerierung des Planers zur Verfügung. § 10 Abs. 1 HOAI 2013 regelt hierbei die Fälle der geänderten oder zusätzlichen Leistung. § 10 Abs. 2 HOAI betrifft sämtliche Fälle der Wiederholung von Grundleistungen. Das in beiden Absätzen des § 10 HOAI 2013 benannte Schriftformerfordernis stellt nach einhelliger Rechtsmeinung keine Anspruchsvoraussetzung für die Honorardurchsetzung dar. Auch eine mündlich getroffene Vereinbarung über das anfallende und zu bezahlende Zusatzhonorar zwischen Architekt und Auftraggeber ist rechtswirksam. Verweigert der Auftraggeber eine Vereinbarung über das zustehende Nachtragshonorar, kann das Nachtragshonorar gerichtlich geltend gemacht werden. Das richterliche Urteil ersetzt das Vereinbarungserfordernis des § 10 HOAI.

Soweit die Parteien eine Anpassung des Honorars im Wege einer Nachtragsvereinbarung einmal getroffen haben, erfordert dieses Zusatzhonorar dann eine zweigliedrige Abrechnung im Rahmen der Schlussrechnungs-

legung, da nur die vom geänderten bzw. wiederholten Leistungsumfang betroffenen Grundleistungen dem zusätzlichen Honoraranspruch unterliegen.

Kompetenz im Bau- und Architektenrecht

JuS RECHTSANWÄLTE

Der Bereich Bau, Miete und Immobilien bildet seit über 20 Jahren einen Schwerpunkt unserer Kanzlei. Wir betreuen unsere Mandanten in diesen Spezialgebieten in einem Team von aktuell vier Fachanwälten/innen.

JuS Rechtsanwälte
Schloms und Partner
Ulrichsplatz 12
86150 Augsburg
fon: 08 21/34660-24
fax: 08 21/34660-82
jus@jus-kanzlei.de

Thomas Schmitt
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht
Schlichter nach SOBau

Uwe Hartung
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht
Fachanwalt für Miet- und WEG-Recht

www.jus-kanzlei.de

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass
cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

FÖRDERBEITRAG

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Prof. Dr.-Ing. Gunter Henn
Henn GmbH

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff
A+P Architekten

Thomas Eckert
Dömges Architekten

Robert Fischer
Dömges Architekten

Robert Hösle
Behnisch Architekten München

Rainer Hofmann
Bogevischs Büro GmbH

Ludwig Karl
Karl + Probst Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Prof. Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Wolfgang Obel
Obel und Partner GbR

Ritz Ritzer
bogevischs büro

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Peter Ackermann
Ackermann Architekten

Marcus Allmann
Allmann Sattler Wappner

Karlheinz Beer
Büro für Architektur und Stadtplanung

Rolf Bickel
bickelarchitekten

Laurent Brückner
Brückner Architekten

Rüdiger Leo Fritsch
Fritsch + Tschaidse Architekten GmbH

Karl-Heinz Greim
Greim Architekten

Stephan Häublein
H2M Architekten

Volker Heid
Bernhard Heid Architekten

Wolfram Heid
Bernhard Heid Architekten

Joachim Jürke
Jürke Architekten

Martin Kopp
F64 Architekten GbR

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekt

Eckhard Kunzendorf
Architekturbüro

Philip Leube
F64 Architekten GbR

Rainer Lindermayr
F64 Architekten GbR

Thomas Meusburger
F64 Architekten GbR

Johannes Müller
H2M Architekten

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Amandus Sattler
Allmann Sattler Wappner

Stepahn Walter
F64 Architekten GbR

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner

Michael Ziller
Zillerplus Architekten und Stadtplaner

VON GILGAMESCH BIS CATERINA VALENTE

Zum Tod des Achitekturkritikers
Dieter Bartetzko (1949–2015)
Wolfgang Jean Stock

Voller Stolz eröffnet Hermann Glaser, der Vorsitzende des Deutschen Werkbundes, die „Werkbundräume“ in der Weißadlergasse. Am nächsten Tag findet in den neuen Räumen ein Fest statt. Dabei tritt überraschend ein schlanker Mann auf, den viele nur als Architekturkritiker der „Frankfurter Rundschau“ kennen: Dieter Bartetzko. Doch an diesem Abend gibt er, im schwarzen Anzug und dezent geschminkt, mit Liedern aus den zwanziger Jahren den Interpreten der leichten Muse. Hätte man zwei Jahre zuvor in seinem Buch „Illusionen aus Stein – Stimmungsarchitektur

im deutschen Faschismus“ die Angaben zum Autor gelesen, hätte man es wissen können: „Er lebt als wissenschaftlicher Publizist, Schauspieler und Sänger in Frankfurt am Main.“

In dieser großen Spannweite, zwischen architekturhistorischer Forschung und der Schlagerwelt, hat Bartetzko sein Leben gestaltet. 1949 in Rodalben bei Pirmasens geboren und in Frankfurt aufgewachsen, studierte er dort und in Marburg Kunstgeschichte, Soziologie und Germanistik. Promoviert wurde er mit einer Arbeit zur Theatralik von NS-Architekturen: Auch im Thema seiner Dissertation äußerte sich sein Interesse für Bühne und Inszenierung. Zehn Jahre lang arbeitete er freiberuflich für Presse und Radio, ehe er 1994 seine Tätigkeit im Feuilleton der FAZ begann. Dort war er nicht nur für die Architekturkritik zuständig, für Denkmalschutz und Archäologie, dort konnte er auch die Fernsehkritik und das selbst gewählte Fach der populären Musik liebevoll pflegen. Seine große Produktivität auf diesen so verschiedenen Gebieten ist ein Beweis für die These: Wer nur von Architektur etwas versteht, versteht auch von ihr nichts. Seine Leistungen wurden 2006 mit dem Preis für Architekturkritik des BDA gewürdigt, den er zusammen mit Heinrich Wefing erhielt.

Dieter Bartetzko, der am 19. Mai im Alter von nur 66 Jahren gestorben ist, war ein Vertreter der guten alten Schule. Auch in der persönlichen Begegnung feinfühlig, ja diskret, mochte er jene Kollegen nicht, die mit wohlfeiler Polemik die öffentliche Rampe suchen, die mit Stakkato-Sätzen eine Sache unterkomplex behandeln. Er feilte an den Zwischentönen, um einem Thema gerecht zu werden. Hoch gebildet bis hinein in die Feinheiten von Literatur und Theologie, verband er Engagement mit Ernsthaftigkeit. In seinem Buch „Architektur kontrovers – Schauplatz Frankfurt“ (1986) kann man nachlesen, wie differenziert er sich mit der so genannten Postmoderne auseinander setzte. In diesem Sammelband hat er auch über sich selbst Auskunft gegeben, über den Frankfurter Bub’, der in den Trümmern des Nordends aufwuchs. Mit gleichaltrigen Kindern durchstöberte er die Ruinen, im Rückblick der Beginn seiner intensiven Streifzüge durch den Alltag der Städte. Hierin folgte der Flaneur Bartetzko dem berühmten Frankfurter Feuilletonisten Siegfried Kracauer nach, der auch hätte schreiben können: „Architekturkritik beginnt mit eben solchen Erkundungsgängen.“

In Kunst und Architektur hatte Bartetzkos Leidenschaft zwei Pole. Auf der einen Seite waren es die Stätten des Altertums, von Babylon bis hin zu Pompeji. Deshalb tat die FAZ sehr gut daran, im Gedenken an ihn seinen Aufsatz „Wir alle sind Gilgamesch“ am 23. Mai nachzudrucken, jenen großen geistesgeschichtlichen Essay, in dem er die Überlieferungen der alten Kulturen mit deren Verzerrungen durch das Christentum konfrontierte. Auf der anderen Seite stand sein eigentliches Lebensthema: die beharrliche Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart von Frankfurt am Main. Immer wieder beklagte

er, dass „seine“ Stadt zunehmend verschwinde, nach den abgeräumten Ruinen auch die Zeugnisse der fünfziger Jahre, für die er sich besonders in dem von ihm herausgegebenen Band „Sprung in die Moderne“ (1994) eingesetzt hatte.

Schon sehr geschwächt, rang er sich in seinen letzten Lebenswochen noch eine fünfteilige FAZ-Serie zur Planung der neuen Frankfurter Altstadt ab. Auch wenn man ihm nicht in jedem Punkt folgen konnte, so beeindruckte doch sein immenses Wissen um die Geschichte des Ortes. Diese Serie, die den anhaltenden Streit um die Planung mit guten Argumenten versachlicht hat, ist Bartetzkos Vermächtnis an die eigene Stadt – in der Hoffnung, dass sich die Spolien mit den neuen Gebäuden zu einer überzeugenden Einheit fügen mögen.

In dem von Michael Gebhard herausgegebenen Band „Kritik der Kritik“ (2014) antwortete Bartetzko auf die Frage nach seinem sehnlichsten Wunsch: „Ein spürbares Ansteigen der Qualität in der Durchschnittsarchitektur, was mit dem Stichwort vom Bauen im Bestand zusammengefasst wird. Da sehe ich auch die große Herausforderung an die Architekturkritik, die Notwendigkeit eines solchen soliden, qualitätvollen und durchaus nicht unoriginellen, aber nicht nur nach Effekten schielenden Bauens durchzusetzen.“

Quelle: Bauwelt 23.2015

ANNELISE EICHBERG 105

Sie hat als eine der ersten Frauen an der Technischen Universität München (TUM) Architektur studiert, nach dem Zweiten Weltkrieg den Wiederaufbau der TUM organisiert und als Architektin anspruchsvolle Großprojekte verwirklicht. Am 1. Mai feierte Annelise Eichberg ihren 105. Geburtstag.

Als Annelise Eichberg 1929 ihr Abitur machte, hatte sie einen Wunsch, der für Frauen zur damaligen Zeit fast verwegen schien: Architektur studieren. Schon als Kind hatte sie im Architekturbüro ihres Vaters gestöbert, Zeichnen war ihre Leidenschaft. Und mit Unterstützung ihres Vaters erfüllte sich die gebürtige Wuppertalerin ihren Traum. Von 1930 bis 1934 saß sie als einzige Frau unter 80 Architektur-Kommilitonen in den Hörsälen der Technischen Universität München.

Nach ihrem Studium stellte Prof. Adolf Abel die Diplom-Ingenieurin als Privatassistentin am Lehrstuhl für Städtebau an. Dort lernte sie Werner Eichberg kennen, Abels planmäßigen Assistenten, den sie 1938 heiratete. Das Ehepaar stimmte in seiner ablehnenden Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber mit Abel überein, der unter dem NS-Regime kaum noch Aufträge bekam. Während des Zweiten Weltkrieges übernahm Annelise Eichberg die Arbeit ihres Mannes und hielt vertretungsweise Vorlesungen. 1945 schulterte sie die immense Aufgabe, den Wiederaufbau der schwer zerstörten TUM zu organisieren. Gleichzeitig schaffte sie es, die Lehre an der Architekturfakultät aufrechtzuerhalten.

1952 schied Annelise Eichberg aus der TUM aus und baute mit ihrem Mann ein gemeinsames Architekturbüro auf. Das Ehepaar entwarf mehrere Bauten der Technischen Universität, darunter den Neubau der Elektrotechnik auf dem Nordgelände des Innenstadtcampus. Sein größtes Projekt war das Münchner Klinikum Großhadern, das 1978 fertiggestellt wurde. In der Außendarstellung trat Annelise Eichberg stets bescheiden hinter ihren Mann zurück.

Quelle: presse@tum.de

FERDINAND STRACKE 80

Markus Lanz und Sophie Wolfrum

Prof. Ferdinand Stracke, emeritierter Ordinarius für Städtebau und Regionalplanung der TU München, feierte am 27. Mai 2015 seinen 80. Geburtstag.

Ferdinand Stracke wirkte neben seiner universitären Laufbahn als Architekt und Stadtplaner, als Preisrichter und Vorsitzender zahlreicher Wettbewerbe. 1966 begann er die freiberufliche Tätigkeit als Architekt und Stadtplaner in Darmstadt. Bonn, Braunschweig und München folgten als Stationen einer über 40jährigen Karriere. 1975 nahm er den Ruf auf den Lehrstuhl für Städtebau, Wohnungswesen und Landesplanung der Technischen Universität Braunschweig an. 1988 erhielt er den Ruf auf den Lehrstuhl für Städtebau und Regionalplanung an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität München, in der Nachfolge von u.a. Theodor Fischer und Gerd Albers, den er 1989–2003 innehatte.

Ferdinand Stracke hat sowohl in der Lehre wie auch in der planerischen Praxis jeweils akute Themen des Städtebaus entwickelt und aufgegriffen. In allen Maßstabsebenen des Städtebaus stellte er stets die Frage nach den sozialen Bedürfnissen. Er führte einen lebendigen und diskurs-orientierten Lehrstuhl, an dem der Entwurf im Zentrum stand. Als begeisternder Redner und als offener, gleichermaßen neugieriger Lehrer vermittelte er mehreren Generationen von Studierenden Freude am städtebaulichen Entwerfen und ein Verständnis für die Komplexität der Stadtplanung. Auch vor Ort bezog er Stellung. Mit der „Hochhausstudie“ und der Studie zum „Mittleren Ring“ hat er in dieser Zeit städtebauliche Themen gutachterlich bearbeitet, die bis heute Relevanz für die Stadt München haben.

Nach seiner Emeritierung 2003 blieb Ferdinand Stracke weiterhin aktiv. Mit seiner Mitwirkung bei der Neuorganisation der interdisziplinären Ausbildung der Bayerischen Baureferendare blieb er der TUM verbunden. Von 2002–2009 war er Vorsitzender der Deutschen Akademie für Städtebau DASL in Bayern. 2005 erhielt Ferdinand Stracke für seine herausragenden Leistungen im Städtebau die Leo-von-Klenze-Medaille. Zudem widmete er eine mehrjährige Forschung der Geschichte des Wohnungsbaus in München, die er im Franz Schiermeier Verlag als Buch veröffentlichte: WohnOrt München. Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert, München 2011.

Wir wünschen Prof. Ferdinand Stracke weitere aktive Jahre und gratulieren herzlich zum 80. Geburtstag.

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

OBERBAYERN GEGEN DEN STRICH GEBÜRSTET

Monica Hoffmann

Jenseits des Klischees lautet der Untertitel des Bandes über Oberbayern. Er hat mich veranlasst, das Buch zu lesen. Es hat sich gelohnt, auch wenn man nicht von allen Autoren eine so kritische Haltung wie die des Bezirksheimatpflegers Norbert Göttler erwarten kann, der das Buch herausgegeben hat. Auf jeden Fall ist es für jeden, der in Oberbayern lebt oder dorthin ziehen will, lesenswert.

Die Autoren kennen sich aus in ihrem Metier, die Historiker, Publizisten, Kulturschaffenden. Sie laden ein zu historischen Spaziergängen, durchleuchten Geistiges und Geistliches, beschreiben Heimatpflege vom Denkmalschutz

bis zu Bräuchen und Ritualen. Dabei wird so einiges gegen den Strich gebürstet und sicherlich so manches kaum Bekannte vermittelt.

Wussten Sie, dass sich ein erheblicher Teil der Ende des 18. Jahrhunderts gegründeten Trachtenvereine über viele Jahre mit den Zielen der Arbeiterbewegung solidarisiert hat, was ebenso ein Hindernis zu gesellschaftlicher Akzeptanz war wie ein insgesamt anstößiges Verhalten, das nicht der kirchlich dominierten moralischen Haltung um 1900 entsprach? Wussten Sie, dass es bereits seit der römischen Zeit Juden auf bayerischem Gebiet gab und es Herzog Albrecht V. war, der Mitte des 16. Jahrhunderts alle Juden vertrieben hat und erst mit der Eingliederung fränkischer und schwäbischer Gebiete ins Königreich Bayern im Jahr 1806 wieder 40.000 jüdische Einwohner in Bayern lebten, die schließlich 1871 rechtlich und politisch gleichgestellt wurden? Da gibt es so einiges, was neu hinschauen lässt oder eigene Vorurteile aufdeckt. Das fundierte Wissen der Autoren bewahrt glücklicherweise vor klischeehaften Betrachtungen.

Das Buch Oberbayern ist ebenso vielfältig, wie es das Land Oberbayern ist, bereichert durch zahlreiche Fotos, und – was unbedingt hervorzuheben ist – es erschließt die besondere Wechselbeziehung zwischen dem Land und der Metropole München.

Göttler, Norbert (Hrsg.): Oberbayern. Vielfalt zwischen Donau und Alpen. Jenseits von Klischees; Volk Verlag, München 2014, 216 Seiten, EUR 24,90

VORHER – NACHHER

Michael Gebhard

Es gibt Bücher, die sind nicht besonders auffällig, nicht besonders schön und auch nicht besonders geistreich. Ja, es gibt Bücher, die sieht man ebenso unentschlossen an, wie sie unentschlossen zurückblicken. Bücher, bei denen man sich fragt, ob man sich wirklich die Mühe machen soll, sie in die Hand zu nehmen und gar noch darin herumzublättern. Um solch ein Buch soll es heute gehen.

„München vorher nachher“ ist sein vielsagender Titel. Wir blättern also. Auf jeweils einer Doppelseite ist ein Bild einer Münchner Straßen- oder Platzsituation zu finden. Immer in Gegenüberstellung von alt und neu, von Bildern, vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert und solchen aus dem 20. Jahrhundert. Diese Art Buch, insbesondere zur Architektur, hat meist einen leicht herauszulesenden Unterton.

Die Beantwortung der Frage, was nun schöner sei, alt oder neu, die ganz unverfänglich in der Einleitung gestellt wird, darf, so wird in Aussicht gestellt, jeder für sich selbst beantworten. Wie die Antwort lauten soll, wird beim Weiterblättern schnell klar. Gut und schön ist das Alte, das Historische, das so romantisch

mit Pflasterstein, Stuckfassade und Pferdedroschke daherkommt. Das ist die Schwäche des Buches.

Stark und interessant wird es, wenn man genauer hinsieht, wenn man beginnt, anhand der Bilder bekannter Situationen darüber nachzudenken, was hier passiert ist, welche Zeitströmungen, welche Geisteshaltungen hier am Werk waren und welchen räumlichen Niederschlag sie in der Stadt hinterlassen haben. Einer dieser Fälle ist heute eine anerkannte Ikone der Nachkriegsarchitektur, der man zurecht viele Qualitäten attestiert, die Neue Maxburg von Theo Papst und Sep Ruf. Wenigen ist heute noch bewusst, dass hier einst ein anderes bedeutendes Bauwerk stand, die Herzog-Max-Burg. Ganz, ganz wenigen ist sicherlich bewusst, dass dem Stadtraum an dieser Stelle etwas fehlt – die klare räumliche Fassung der Herzog-Max-Burg. Zwei Bilder, in Gegenüberstellung, zeigen das einfach und eindrücklich.

Wir blättern weiter und stellen fest, wie überraschend selbstverständlich viele räumliche Situationen in der Zeit des „vorher" gelöst waren. Da steht ein Haus. Es wendet sich der Straße zu, es ist meist gegliedert und hat in irgendeiner Form ein Fassadenrelief. Steht das Haus an einer Ecke, gibt es eine Betonung durch Erker, Turm oder dergleichen. Beim „nachher" wird es deutlich komplexer. Allein die Vielzahl der Möglichkeiten, die räumliche Aufgabe zu lösen, scheint immens angewachsen zu sein. Dadurch geht die vorher festgestellte Selbstverständlichkeit verloren. Ein Eck ist kein Eck mehr. Ein Eck ist jetzt Negativeck, ist verschwunden oder mit gewollt wirkenden Kreationen definiert. Es ist wirklich frappierend festzustellen, an wie vielen Stellen, die allein dieses Buch zeigt, Raumqualitäten verlorengegangen sind. Da ist zum Beispiel der Stiglmaierplatz, dem ein Bügeleisengebäude abhandengekommen ist, da ist die Gabelsbergerstraße, der die Türkenkaserne fehlt, da ist die Salvatorstraße, der der räumliche Abschluss mit Torbogen genommen wurde. Das ließe sich fortsetzen.

Was in dem Buch der Gegenüberstellungen deutlich zum Ausdruck kommt, ist der Umgang mit der Stadt und ihren Häusern, der Wandel in der Auffassung vom Primat des Raumes, dem sich die Häuser unterordnen oder ihn ergänzen, stärken oder steigern, zum Primat der Häuser, die ihr Eigenleben führen, sich im Zweifelsfall an jeder Ecke wie hilflose Gecken aufführen (siehe Ecke Siberhorn / Ichostraße). Es ist auch ein Wandel vom Primat des Städtebaus zum Primat der Architektur zu konstatieren, von der Formung des Raumes zur Formung des Gebäudes und insbesondere von der Emanzipation des Gebäudes von der städtebaulichen Form. Wo allgemeinverbindliche Regeln nicht mehr greifen, keine Bedeutung mehr zu haben scheinen, braucht es viel, viel mehr Sensibilität. Wo die nicht vorhanden ist, verliert der Raum und mit ihm die Stadt. Als aktuellstes Beispiel ließe sich sofort das neue, gerade eröffnete NS-Dokumentationszentrum hinzufügen. An jeder Stelle der Stadt

gibt es heute scheinbar die Berechtigung, Störungen städtebaulicher Ensembles vorzunehmen.

Alles nichts Neues. Ja, aber selten kann man das so unmittelbar spüren. Wer sich die Bilder der Gegenüberstellungen ansieht, dem fällt es wie Schuppen von den Augen, der spürt die räumliche Wirkung des einen und das räumliche Defizit des anderen. Schon deshalb ist es wert, dieses Buch in die Hand zu nehmen und die Bilder auf sich wirken zu lassen. Vielleicht trägt es zu einer Sensibiliserung und kritischeren Haltung gegenüber der wohlfeilen Störungsermächtigung bei.

Arz, Martin, München vorher nachher; Hirschkäfer Verlag, München 2013, 4. Auflage, 192 Seiten, EUR 19,90

RANDBEMERKT

Leser der Ausgabe „Land“ der BDA-Informationen sind eingeladen, einen **Beitrag zum Heft „Zwischen Architektur und Landschaftsarchitektur“** der Zeitschrift Wolkenkuckucksheim | Cloud-Cuckoo-Land zu schreiben. Das Heft widmet sich den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der beiden Disziplinen und wird im **Dezember 2015** erscheinen. Mehr Informationen: http://cloud-cuckoo.net

Der mit 30‘000 Euro dotierte **Deutsche Architekturpreis 2015** geht an das Büro **Sauerbruch Hutton** aus Berlin für den Neubau der Immanuelkirche und des Gemeindezentrums der Evangelischen Brückenschlag-Gemeinde in Köln-Stammheim. Die Jury vergab außerdem

fünf weitere Auszeichnungen u. a. an die Neue Ortsmitte Wettstetten von **Bembe Dellinger** Architekten und Stadtplaner GmbH, Greifenberg, das Konzerthaus Blaibach (Oberfalz) von **Peter Haimerl** Studio für Architektur, München, und für den Adolf Weinhold-Bau der Technischen Universität Chemnitz **Burger Rudacs** Architekten, München, und sprach **acht Anerkennungen** aus. Der Jury des Architekturpreises, der 160 Arbeiten vorlagen, gehörten Barbara Ettinger-Brinckmann (Präsidentin der Bundesarchitektenkammer), Günther Hoffmann (Abteilungsleiter im BMUB), und die Architektinnen Prof. Ulrike Lauber, Prof. Regine Leibinger, Jórunn Ragnarsdóttir und die Architekten Reiner Nagel (Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur) und Prof. Volker Staab (Vorsitzender der Jury) an. Die Preisverleihung durch Bundesbauministerin Dr. Barbara Hendricks findet am 12. Oktober 2015 im Anschluss an den Deutschen Architektentag im Schloss Herrenhausen in Hannover statt. Weitere Informationen unter: www.architekturpreis.de

Das Architekturmuseum der TU München widmet in der Pinakothek der Moderne vom **16.7.2015 bis 18.10.2015 Paul Schneider-Esleben anlässlich seines 100. Geburtstags die erste Retrospektive**, zusammengestellt aus seinem umfangreichen Nachlass. Die Ausstellung zeigt das Werk eines vielseitigen Architekten, der ein begabter Zeichner und ein vielseitiger Designer war. Ein Katalog zur Ausstellung mit zahlreichen Illustrationen und Beiträgen von Adrian von Buttlar, Sara Hayat, Regine Heß, Andres Lepik, Ursula Ringleben, Wolfgang Voigt, Jürgen Wiener, Karin Wilhelm u. a. erscheint im Hatje Cantz Verlag.

Vom **19.11.2015 bis 21.2.2016** ist am gleichen Ort die Ausstellung **URBAN THINK TANK: Sí o No: Urban-Think Tank's Architecture of vocation** – eine Kooperation zwischen UTT, dem Architekturmuseum der TU München und der ETH Zürich – zu sehen.

Die Architekturgalerie München in der Türkenstrasse zeigt vom **16.07.2015 bis 21.08.2015** die **Arbeiten des japanischen Architekten Norihiko Dan.**

Um die Zeichen der Zeit zu erkennen, um Missverständnissen vorzubeugen und um ein weiterhin gutes Verständnis zukünftiger Beiträge zu erleichtern, bieten wir an dieser Stelle sukzessiv aktuelle Fachausdrücke nebst Kurzerklärungen an: **Brainjacking** – Gedankentransparenz, **Socialbot** – digitalidentitäre Persönlichkeit, **Bioerror** – labormanipulierte Keime, **Digitaldemenz** – Verlust des richtigen Wegfindens, **Unikatsgesellschaft** – Manufakturzukunft, **Ornithopter** – senkrechtstartender Zugvogel, **Patschscreen** – patschehändchenfreundlich, **Bontuit** – Geistesblitz begrenzt auf 140 Buchstaben, **Homefabbing** – Maßschneidereidrucker, Tanorexie – Sonnensüchtigkeit, **Solarteur** – Energiewendehandwerker und **Escherversum** – Neuewelterklärung.

Fast jede dritte Art in Deutschland ist in ihrem Bestand gefährdet. Darauf weist der erste Artenschutzreport des Bundesamts für Naturschutz hin. Nach deren Einstufung stehen **folgende zehn Arten am Anfang der roten Liste für aussterbende Arten**: Steinkauz, Große Flussmuschel - unio-tumidus, blauschillernder Feuerfalter, Arthonia Cinnabarina, Gelbbauchunke - bombina variegata, Europäische Sumpfschildkröte, Sumpfspitzmaus - Neomys anomalus, Nagelrochen - Raja clavata, die Große Höckerschrecke - Arcyptera fusca und der Kampfläufer - Philomachus pugna.

Erwien Wachter

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dipl.-Ing. Cordula Rau, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:
Dr.-Ing. Jörg Heiler, Kempten; Dipl.-Ing. Frank Kaltenbach, Redakteur bei DETAIL, München; Dipl.-Ing. Markus Lanz, München; RA Thomas Schmitt, Augsburg; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München; Prof. Sophie Wolfrum, München

Verantwortlich für dieses Heft:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN